This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ch 154.21.5

Otto v. Gottberg

Die Helden von Tsingtau

Allstein Kriegsbücher

Die Helden von Tsingtau

Die Helden von Tſingtau

Von

Otto von Gottberg

1915

Verlag Ullſtein & Co, Berlin-Wien

Harvard College Library
July 21 1919.
Gift of
British Chief Postal Censor.

~~Ch 154.21.5~~
Ch 155.701

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Amerikanisches Copyright 1915 by Ullstein & Co, Berlin.

Auch die Niederlage kann Lorbeer, ja Gewinn bringen und Stolz wecken. Aus dem düſteren Schatten ihres Ungemachs tritt Heldenſtreiten ſtrahlender als aus dem lichten Glanz des Sieges heraus. Darum hat ſie der Sage wie Geſchichte uns liebe Geſtalten geſchenkt. — Wir ſind verſöhnt mit dem Hagen von Tronje, der als letzter der bezwungenen Nibelungen gefeſſelt, aber ungebeugt, die drohend nach dem Hort fragende Siegerin höhnt: „Das weiß nur Gott und ich allein und ſoll dir Teufelsweibe ewig verborgen ſein!“ König Friedrich, wie er in der Nacht von Hochkirch war, iſt uns teurer als der Sieger von Leuthen. Preußenſtolz ſieht ihn noch lieber als vor der Fahnenbeute von Hohenfriedberg im Dunkel des Unglücks von Kuners-

dorf, am Rande des Abgrunds, vom Wettern der ſieben langen Jahre umtoſt, aber den Degen in der Fauſt, aufrecht und furchtlos Europa die Stirne bieten. Königlicher Stolz auf den unglücklichen, aber ruhmreichen letzten Waffengang einer geſchlagenen Truppe lieh Preußens Generalen nach hundert Jahren die Treſſen, die Regiment Alt Lariſch am ſchwarzen Tag von Jena trug. —

„Wir hatten gebauet ein ſtattliches Haus", aber Feindeshand ſchlug es in Trümmer. Tſingtau fiel. Seine Helden koſteten, wie bitter die Niederlage ſchmeckt, und brachen das harte Brot der Gefangenſchaft. Aber noch Kinder und Kindeskinder werden mit frohem Stolz erzählen, wie die viertauſend Tapferen auf verlorenem Poſten gegen ein Heer und eine Flotte, gegen eine Nation ſtritten. Sie mehrten unſerer Waffen Ruhm, lehrten der Fremde, daß ein Deutſcher gegen zehn Feinde kämpfen und ſiegen kann, und

entſchleierten ihr den Geiſt Alldeutſchlands: den furchtlos feſten Glauben an unſer Recht und unſern Sieg, ohne den wir vor dem Drohen einer Welt die Waffen ſtrecken mußten. Das kleine Deutſchland über See bot im Weltenwettern nicht nur dem Aſiaten ein getreues Bild des großen in Europa. Von Feindeshand unge-ſtört, trug aus China der elektriſche Funke die Kunde vom unverzagten deutſchen Kampfes-willen über Amerika in die Welt und ſang ihr des Krieges erſtes wahres Lied von deutſchem Heldentum. Sie las, wie auf des Kaiſers Ruf zu den Fahnen die Deutſchen Aſiens aus den fernſten Winkeln des Kontinents, aus China, Japan, Indien und Korea, jauchzend auf den verlorenen Poſten in Tſingtau und zu den Waffen eilten. Dort wehte die Flagge mit dem Adler, der auch der Sonne nicht weicht. Um ihn wollten — gerufen oder nicht — alle Deutſchen Aſiens ſich ſcharen. Wohl kamen Jünglinge, von des

Ch 154.21.5

Otto v. Gottberg

Die Helden von Tsingtau

Allstein Kriegsbücher

Die Helden von Tſingtau

Von

Otto von Gottberg

1915

Verlag Ullſtein & Co, Berlin-Wien

dorf, am Rande des Abgrunds, vom Wettern der ſieben langen Jahre umtoſt, aber den Degen in der Fauſt, aufrecht und furchtlos Europa die Stirne bieten. Königlicher Stolz auf den unglücklichen, aber ruhmreichen letzten Waffengang einer geſchlagenen Truppe lieh Preußens Generalen nach hundert Jahren die Treſſen, die Regiment Alt Lariſch am ſchwarzen Tag von Jena trug. —

„Wir hatten gebauet ein ſtattliches Haus“, aber Feindeshand ſchlug es in Trümmer. Tſingtau fiel. Seine Helden koſteten, wie bitter die Niederlage ſchmeckt, und brachen das harte Brot der Gefangenſchaft. Aber noch Kinder und Kindeskinder werden mit frohem Stolz erzählen, wie die viertauſend Tapferen auf verlorenem Poſten gegen ein Heer und eine Flotte, gegen eine Nation ſtritten. Sie mehrten unſerer Waffen Ruhm, lehrten der Fremde, daß ein Deutſcher gegen zehn Feinde kämpfen und ſiegen kann, und

entſchleierten ihr den Geiſt Alldeutſchlands: den furchtlos feſten Glauben an unſer Recht und unſern Sieg, ohne den wir vor dem Drohen einer Welt die Waffen ſtrecken mußten. Das kleine Deutſchland über See bot im Weltenwettern nicht nur dem Aſiaten ein getreues Bild des großen in Europa. Von Feindeshand ungeſtört, trug aus China der elektriſche Funke die Kunde vom unverzagten deutſchen Kampfeswillen über Amerika in die Welt und ſang ihr des Krieges erſtes wahres Lied von deutſchem Heldentum. Sie las, wie auf des Kaiſers Ruf zu den Fahnen die Deutſchen Aſiens aus den fernſten Winkeln des Kontinents, aus China, Japan, Indien und Korea, jauchzend auf den verlorenen Poſten in Tſingtau und zu den Waffen eilten. Dort wehte die Flagge mit dem Adler, der auch der Sonne nicht weicht. Um ihn wollten — gerufen oder nicht — alle Deutſchen Aſiens ſich ſcharen. Wohl kamen Jünglinge, von des

ſtaunten die Völker Aſiens: jeder Deutſche der Viertauſend von Tſingtau hatte gegen mehr als zehn Feinde geſtritten und geſtanden! Ein Lächeln unſagbarer Geringſchätzung glitt über des Orients Rätſelgeſicht. Um viertauſend Deutſche zu bezwingen, hatte Britannien Japans Hilfe erbettelt und mit Demütigung bezahlt! Der Verluſt an engliſchem Anſehen auf aſiatiſcher Erde machte den Fall von Tſingtau faſt zum deutſchen Sieg. —

Chinas Kehrichtwinkel, dem das Land der Mitte naserümpfend den Rücken kehrte, schien das elende Fischerdorf unsauberer Lehmhütten am südlichen Gestade der Halbinsel Schantung, als wir vor siebzehn Jahren Tsingtau erwarben. Unter der Leitung der Marine schuf die ordnende, bauende Hand deutscher Beamten und der Fleiß deutscher Bürger auf dem Schutt von tausend Jahren eine schmucke Stadt mit vielbesuchtem Badestrand, einen Stapelplatz des Welthandels und einen Terminus neuer Schienenstränge, die des Orients Waren bis in die Güterbahnhöfe von Berlin und Hamburg trugen. Baumbepflanzte breite Straßen, Türme und rotbedachte Giebel über hellen Häusern mit blanken Fensteraugen, die der Heimat weiße Gardine schloß, boten

den Unſeren das Bild des Vaterlandes. Sie pflegten ſeine Bräuche, ohne ſie rechthaberiſch dem Chineſen aufzudrängen. Weil er ſich in der jungen Kolonie auf ſeine Art des Lebens freuen durfte, ſchätzte er die Stätte ſicheren Verdienſtes und geſetzlicher Ordnung. Wenn Revolutionen mit den Säulen ſeines Reiches die Fremden in ihren Niederlaſſungen zittern ließen, ſtörte nichts die Ruhe behaglichen Friedens im deutſchen Pachtgebiet. Namentlich begüterte Zopfträger ſiedelten ſich darum unter den vierzigtauſend Bewohnern von Tſingtaus Chineſenſtadt an. Hinter dem weißſandigen flachen Strand im Oſten der Stadt aber wuchſen aus dem Grün wohlgehegter deutſcher Gärten von Jahr zu Jahr neue Villen, und Gaſthäuſer boten von Jahr zu Jahr mehr Fremden ein Sommerheim. Mit Vorliebe von den Engländern und Amerikanern, aber auch von Franzoſen Chinas beſucht, wurde Tſingtau Aſiens Norderney. Wenn über ſüdlicheren Küſten

tropiſche Hitze lag, ging an dem von nordiſch kühlem Seewind gefächelten Strand jene Geſellſchaft, die der Deutſche bis zum Weltkrieg als „internationale“ anbetend bewunderte, ihrem Vergnügen bei Konzerten, Waſſerfeſten, Wettrennen und bei Ausflügen in die von deutſchen Forſtbeamten mit heimiſchen Bäumen bepflanzten Berge nach.

Doch das wahre Tſingtau war die Stätte deutſcher Arbeit im Norden und Süden der Chineſenſtadt. Nördlich von Tſingtau ſtand am neuen großen Hafen das Kontor unſeres Kaufmanns und ſüdlich das Tſingtau, von dem nach dem Fall der Feſtung einer der heute Heimatloſen an ſeine Lieben ſchrieb:

„Der 7. November 1914 iſt der ſchwärzeſte Kalendertag in meinem Leben. Da habe ich die zweite Heimat verloren.

„Wer nie in Tſingtau lebte, kann nicht fühlen, was das ſchmucke Städtchen war für mich und andere Obdachloſe, die jetzt den Verluſt ihrer Hei-

mat betrauern. Denkt Euch, Ihr habt einen blühenden Garten! Mit Eurem Sparpfennig und Eurer Hände Arbeit habt Ihr den steinigen Boden gerodet, die gelockerte Erde gedüngt, dann Blumen ausgesät, Bäumchen gesteckt und jedes Pflänzchen mit Liebe und Sorgfalt gepflegt. Ihr freut Euch an dem Knospen und Blühen und seid schon in Sorge, wenn leichter Nachtfrost die Pracht zu vernichten droht. Da braust über die prangenden Blüten ein Gewittersturm und zerknickt, verwüstet, fegt weg, was Fleiß und Liebe mühsam schufen. Dann beschattet Ihr wohl die Augen mit müder Hand, zerdrückt eine Träne und setzt Euch entmutigt ins wüste Feld. — So trauern wir Deutsche um Tsingtau. Die schöne Stadt liegt in Trümmern, und wir meinen, wenn morgen die Sonne aufgeht, müsse sie bestürzt ins Wolkenmeer zurückflüchten.

„Wer dich nie in Sonnenschein sah, Tsingtau, der kennt dich nicht. Wie oft lag ich auf den

grünen Hügeln der Stadt und ließ nach Jungenart die Beine in der Luft ſchlenkern. Waldblumen dufteten zwiſchen den jungen deutſchen Tannen, die erſt in Mannshöhe um mich nickten. Unter mir lag wie ein Kinderſpielzeug das Städtchen mit Türmen und Zinnen, roten Dächern und Häuſern, weiß wie aus Zuckerguß, mit geradlinigen Straßen und blühenden Gärten. Der friſche Seewind wehte den Klang von Militärmuſik in meine Hügelwelt. „Ich bin ein Preuße“ jubelten die Inſtrumente, und drunten auf meerbeſpülten weiten grünen Wieſenflächen blinkte der Stahl unſerer ſchimmernden Waffenwehr. Vom Hafen riefen die Dampfpfeifen flinker Boote. Dort ſtampften Maſchinen, dort dröhnte im Fallen der Eiſenhammer. Ozeanrieſen durchfurchten mit Kaufmannsgut die See und — über allem lag der Sonnenſchein.

„Die Fauſt des Krieges ſchlug vernichtend darein. Wie der Gewitterſturm den blühenden

Die Helden von Tsingtau

Die Helden von Tſingtau

Von

Otto von Gottberg

1915

Verlag Ullſtein & Co, Berlin-Wien

Harvard College Library
July 21 1919.
Gift of
British Chief Postal Censor.

Ch 154.2.5
Ch 155.701

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Amerikanisches Copyright 1915 by Ullstein & Co, Berlin.

Auch die Niederlage kann Lorbeer, ja Gewinn bringen und Stolz wecken. Aus dem düsteren Schatten ihres Ungemachs tritt Heldenstreiten strahlender als aus dem lichten Glanz des Sieges heraus. Darum hat sie der Sage wie Geschichte uns liebe Gestalten geschenkt. — Wir sind versöhnt mit dem Hagen von Tronje, der als letzter der bezwungenen Nibelungen gefesselt, aber ungebeugt, die drohend nach dem Hort fragende Siegerin höhnt: „Das weiß nur Gott und ich allein und soll dir Teufelsweibe ewig verborgen sein!“ König Friedrich, wie er in der Nacht von Hochkirch war, ist uns teurer als der Sieger von Leuthen. Preußenstolz sieht ihn noch lieber als vor der Fahnenbeute von Hohenfriedberg im Dunkel des Unglücks von Kunners-

dorf, am Rande des Abgrunds, vom Wettern der ſieben langen Jahre umtoſt, aber den Degen in der Fauſt, aufrecht und furchtlos Europa die Stirne bieten. Königlicher Stolz auf den unglücklichen, aber ruhmreichen letzten Waffengang einer geſchlagenen Truppe lieh Preußens Generalen nach hundert Jahren die Treſſen, die Regiment Alt Lariſch am ſchwarzen Tag von Jena trug. —

„Wir hatten gebauet ein ſtattliches Haus“, aber Feindeshand ſchlug es in Trümmer. Tſingtau fiel. Seine Helden koſteten, wie bitter die Niederlage ſchmeckt, und brachen das harte Brot der Gefangenſchaft. Aber noch Kinder und Kindeskinder werden mit frohem Stolz erzählen, wie die viertauſend Tapferen auf verlorenem Poſten gegen ein Heer und eine Flotte, gegen eine Nation ſtritten. Sie mehrten unſerer Waffen Ruhm, lehrten der Fremde, daß ein Deutſcher gegen zehn Feinde kämpfen und ſtehen kann, und

entſchleierten ihr den Geiſt Alldeutſchlands: den furchtlos feſten Glauben an unſer Recht und unſern Sieg, ohne den wir vor dem Drohen einer Welt die Waffen ſtrecken mußten. Das kleine Deutſchland über See bot im Weltenwettern nicht nur dem Aſiaten ein getreues Bild des großen in Europa. Von Feindeshand unge-ſtört, trug aus China der elektriſche Funke die Kunde vom unverzagten deutſchen Kampfes-willen über Amerika in die Welt und ſang ihr des Krieges erſtes wahres Lied von deutſchem Heldentum. Sie las, wie auf des Kaiſers Ruf zu den Fahnen die Deutſchen Aſiens aus den fernſten Winkeln des Kontinents, aus China, Japan, Indien und Korea, jauchzend auf den verlorenen Poſten in Tſingtau und zu den Waffen eilten. Dort wehte die Flagge mit dem Adler, der auch der Sonne nicht weicht. Um ihn wollten — gerufen oder nicht — alle Deutſchen Aſiens ſich ſcharen. Wohl kamen Jünglinge, von des

Krieges Freuden wie ihre gleichaltrigen Brüder in der Heimat gelockt, und wir lasen mit brennenden Augen von draußen Geborenen, die nie das Vaterland gesehen hatten und doch ihm ihr Leben boten. Aber meist schwellten Bejahrte, in Wohlstand lebend, klug und erfahren in Handel und Geschäften der großen Welt, den Strom von Männern, der dünn und leise, aber stetig und schnell durch den wachsamen Feind in die Werke unserer asiatischen Festung rann. Grauhaarig und reif, wußten sie, daß die Flagge nicht lange wehen konnte und der Ansturm eines ganzen kriegerischen Volkes gar bald die der Heimat fernen, auf sich allein gestellten Verteidiger überrennen würde. Sie fuhren nicht zum frohen Fest eines auch nur möglichen Sieges, sondern zum trüben Tag gewisser Niederlage und wahrscheinlichen Todes. Doch ging's um Deutschlands Ehre, um Deutschlands Ansehen in der fremden Welt! Darum betraten sie eine Festung in Tagen, da

ſonſt ſogar die Angeſeſſenen den Werken und Soldaten mit ſorgenvollem Segenswunſch den Rücken kehren. Über den Wällen von Tſingtau war unſer Fähnlein an die Stange gebunden. Nur in Ehren ſollte es niedergehen. Dafür zu ſorgen und zu ſtreiten ward aller Deutſchen heilige Pflicht. Darum traten ſie in Reih und Glied der Beſatzung.

Die Welt ſah zu und glaubte, bald werde die kleine Schar nach kurzem, die Waffenehre wahrendem Widerſtand der zehnfachen Übermacht die Tore öffnen. Doch vom Gouverneur des Schutzgebietes gerufen, ſtand auf Aſiens Erde der Geiſt des alten Courbière, der Soldatenſtolz Gneiſenaus, die Bürgertreue Rettelbecks, die Erinnerung an Kolberg und Graudenz auf und hielt die Wälle, bis die letzte Patrone verſchoſſen war. Einen Gewinn buchten Kaiſer und Reich, als der in die nun wehrloſe Feſte eindringende Feind die Verteidiger zählte. Mit den Siegern

ſtaunten die Völker Aſiens: jeder Deutſche der Viertauſend von Tſingtau hatte gegen mehr als zehn Feinde geſtritten und geſtanden! Ein Lächeln unſagbarer Geringſchätzung glitt über des Orients Rätſelgeſicht. Um viertauſend Deutſche zu bezwingen, hatte Britannien Japans Hilfe erbettelt und mit Demütigung bezahlt! Der Verluſt an engliſchem Anſehen auf aſiatiſcher Erde machte den Fall von Tſingtau faſt zum deutſchen Sieg. —

Chinas Kehrichtwinkel, dem das Land der Mitte naserümpfend den Rücken kehrte, schien das elende Fischerdorf unsauberer Lehmhütten am südlichen Gestade der Halbinsel Schantung, als wir vor siebzehn Jahren Tsingtau erwarben. Unter der Leitung der Marine schuf die ordnende, bauende Hand deutscher Beamten und der Fleiß deutscher Bürger auf dem Schutt von tausend Jahren eine schmucke Stadt mit vielbesuchtem Badestrand, einen Stapelplatz des Welthandels und einen Terminus neuer Schienenstränge, die des Orients Waren bis in die Güterbahnhöfe von Berlin und Hamburg trugen. Baumbepflanzte breite Straßen, Türme und rotbedachte Giebel über hellen Häusern mit blanken Fensteraugen, die der Heimat weiße Gardine schloß, boten

Harvard College Library
July 21 1919.
Gift of
British Chief Postal Censor.

~~Ch 154.21.5~~
Ch 155.701

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Amerikanisches Copyright 1915 by Ullstein & Co, Berlin.

Auch die Niederlage kann Lorbeer, ja Gewinn bringen und Stolz wecken. Aus dem düſteren Schatten ihres Ungemachs tritt Heldenſtreiten ſtrahlender als aus dem lichten Glanz des Sieges heraus. Darum hat ſie der Sage wie Geſchichte uns liebe Geſtalten geſchenkt. — Wir ſind verſöhnt mit dem Hagen von Tronje, der als letzter der bezwungenen Nibelungen gefeſſelt, aber ungebeugt, die drohend nach dem Hort fragende Siegerin höhnt: „Das weiß nur Gott und ich allein und ſoll dir Teufelsweibe ewig verborgen ſein!“ König Friedrich, wie er in der Nacht von Hochkirch war, iſt uns teurer als der Sieger von Leuthen. Preußenſtolz ſieht ihn noch lieber als vor der Fahnenbeute von Hohenfriedberg im Dunkel des Unglücks von Kuners-

dorf, am Rande des Abgrunds, vom Wettern der ſieben langen Jahre umtoſt, aber den Degen in der Fauſt, aufrecht und furchtlos Europa die Stirne bieten. Königlicher Stolz auf den unglücklichen, aber ruhmreichen letzten Waffengang einer geſchlagenen Truppe lieh Preußens Generalen nach hundert Jahren die Treſſen, die Regiment Alt Lariſch am ſchwarzen Tag von Jena trug. —

„Wir hatten gebauet ein ſtattliches Haus", aber Feindeshand ſchlug es in Trümmer. Tſingtau fiel. Seine Helden koſteten, wie bitter die Niederlage ſchmeckt, und brachen das harte Brot der Gefangenſchaft. Aber noch Kinder und Kindeskinder werden mit frohem Stolz erzählen, wie die viertauſend Tapferen auf verlorenem Poſten gegen ein Heer und eine Flotte, gegen eine Nation ſtritten. Sie mehrten unſerer Waffen Ruhm, lehrten der Fremde, daß ein Deutſcher gegen zehn Feinde kämpfen und ſtehen kann, und

entſchleierten ihr den Geiſt Alldeutſchlands: den furchtlos feſten Glauben an unſer Recht und unſern Sieg, ohne den wir vor dem Drohen einer Welt die Waffen ſtrecken mußten. Das kleine Deutſchland über See bot im Weltenwettern nicht nur dem Aſiaten ein getreues Bild des großen in Europa. Von Feindeshand unge-ſtört, trug aus China der elektriſche Funke die Kunde vom unverzagten deutſchen Kampfes-willen über Amerika in die Welt und ſang ihr des Krieges erſtes wahres Lied von deutſchem Heldentum. Sie las, wie auf des Kaiſers Ruf zu den Fahnen die Deutſchen Aſiens aus den fernſten Winkeln des Kontinents, aus China, Japan, Indien und Korea, jauchzend auf den verlorenen Poſten in Tſingtau und zu den Waffen eilten. Dort wehte die Flagge mit dem Adler, der auch der Sonne nicht weicht. Um ihn wollten — gerufen oder nicht — alle Deutſchen Aſiens ſich ſcharen. Wohl kamen Jünglinge, von des

Krieges Freuden wie ihre gleichaltrigen Brüder in der Heimat gelockt, und wir lasen mit brennenden Augen von draußen Geborenen, die nie das Vaterland gesehen hatten und doch ihm ihr Leben boten. Aber meist schwellten Bejahrte, in Wohlstand lebend, klug und erfahren in Handel und Geschäften der großen Welt, den Strom von Männern, der dünn und leise, aber stetig und schnell durch den wachsamen Feind in die Werke unserer asiatischen Festung rann. Grauhaarig und reif, wußten sie, daß die Flagge nicht lange wehen konnte und der Ansturm eines ganzen kriegerischen Volkes gar bald die der Heimat fernen, auf sich allein gestellten Verteidiger überrennen würde. Sie fuhren nicht zum frohen Fest eines auch nur möglichen Sieges, sondern zum trüben Tag gewisser Niederlage und wahrscheinlichen Todes. Doch ging's um Deutschlands Ehre, um Deutschlands Ansehen in der fremden Welt! Darum betraten sie eine Festung in Tagen, da

ſonſt ſogar die Angeſeſſenen den Werken und Soldaten mit ſorgenvollem Segenswunſch den Rücken kehren. Über den Wällen von Tſingtau war unſer Fähnlein an die Stange gebunden. Nur in Ehren ſollte es niedergehen. Dafür zu ſorgen und zu ſtreiten ward aller Deutſchen heilige Pflicht. Darum traten ſie in Reih und Glied der Beſatzung.

Die Welt ſah zu und glaubte, bald werde die kleine Schar nach kurzem, die Waffenehre wahrendem Widerſtand der zehnfachen Übermacht die Tore öffnen. Doch vom Gouverneur des Schutzgebietes gerufen, ſtand auf Aſiens Erde der Geiſt des alten Courbière, der Soldatenſtolz Gneiſenaus, die Bürgertreue Rettelbecks, die Erinnerung an Kolberg und Graudenz auf und hielt die Wälle, bis die letzte Patrone verſchoſſen war. Einen Gewinn buchten Kaiſer und Reich, als der in die nun wehrloſe Feſte eindringende Feind die Verteidiger zählte. Mit den Siegern

ſtaunten die Völker Aſiens: jeder Deutſche der Viertauſend von Tſingtau hatte gegen mehr als zehn Feinde geſtritten und geſtanden! Ein Lächeln unſagbarer Geringſchätzung glitt über des Orients Rätſelgeſicht. Um viertauſend Deutſche zu bezwingen, hatte Britannien Japans Hilfe erbettelt und mit Demütigung bezahlt! Der Verluſt an engliſchem Anſehen auf aſiatiſcher Erde machte den Fall von Tſingtau faſt zum deutſchen Sieg. —

Chinas Kehrichtwinkel, dem das Land der Mitte naserümpfend den Rücken kehrte, ſchien das elende Fiſcherdorf unſauberer Lehmhütten am ſüdlichen Geſtade der Halbinſel Schantung, als wir vor ſiebzehn Jahren Tſingtau erwarben. Unter der Leitung der Marine ſchuf die ordnende, bauende Hand deutſcher Beamten und der Fleiß deutſcher Bürger auf dem Schutt von tauſend Jahren eine ſchmucke Stadt mit vielbeſuchtem Badeſtrand, einen Stapelplatz des Welthandels und einen Terminus neuer Schienenſtränge, die des Orients Waren bis in die Güterbahnhöfe von Berlin und Hamburg trugen. Baumbepflanzte breite Straßen, Türme und rotbedachte Giebel über hellen Häuſern mit blanken Fenſteraugen, die der Heimat weiße Gardine ſchloß, boten

den Unſeren das Bild des Vaterlandes. Sie pflegten ſeine Bräuche, ohne ſie rechthaberiſch dem Chineſen aufzudrängen. Weil er ſich in der jungen Kolonie auf ſeine Art des Lebens freuen durfte, ſchätzte er die Stätte ſicheren Verdienſtes und geſetzlicher Ordnung. Wenn Revolutionen mit den Säulen ſeines Reiches die Fremden in ihren Niederlaſſungen zittern ließen, ſtörte nichts die Ruhe behaglichen Friedens im deutſchen Pachtgebiet. Namentlich begüterte Zopfträger ſiedelten ſich darum unter den vierzigtauſend Bewohnern von Tſingtaus Chineſenſtadt an. Hinter dem weißſandigen flachen Strand im Oſten der Stadt aber wuchſen aus dem Grün wohlgehegter deutſcher Gärten von Jahr zu Jahr neue Villen, und Gaſthäuſer boten von Jahr zu Jahr mehr Fremden ein Sommerheim. Mit Vorliebe von den Engländern und Amerikanern, aber auch von Franzoſen Chinas beſucht, wurde Tſingtau Aſiens Norderney. Wenn über ſüdlicheren Küſten

tropiſche Hitze lag, ging an dem von nordiſch kühlem Seewind gefächelten Strand jene Geſellſchaft, die der Deutſche bis zum Weltkrieg als „internationale“ anbetend bewunderte, ihrem Vergnügen bei Konzerten, Waſſerfeſten, Wettrennen und bei Ausflügen in die von deutſchen Forſtbeamten mit heimiſchen Bäumen bepflanzten Berge nach.

Doch das wahre Tſingtau war die Stätte deutſcher Arbeit im Norden und Süden der Chineſenſtadt. Nördlich von Tſingtau ſtand am neuen großen Hafen das Kontor unſeres Kaufmanns und ſüdlich das Tſingtau, von dem nach dem Fall der Feſtung einer der heute Heimatloſen an ſeine Lieben ſchrieb:

„Der 7. November 1914 iſt der ſchwärzeſte Kalendertag in meinem Leben. Da habe ich die zweite Heimat verloren.

„Wer nie in Tſingtau lebte, kann nicht fühlen, was das ſchmucke Städtchen war für mich und andere Obdachloſe, die jetzt den Verluſt ihrer Hei-

mat betrauern. Denkt Euch, Ihr habt einen blühenden Garten! Mit Eurem Sparpfennig und Eurer Hände Arbeit habt Ihr den steinigen Boden gerodet, die gelockerte Erde gedüngt, dann Blumen ausgesät, Bäumchen gesteckt und jedes Pflänzchen mit Liebe und Sorgfalt gepflegt. Ihr freut Euch an dem Knospen und Blühen und seid schon in Sorge, wenn leichter Nachtfrost die Pracht zu vernichten droht. Da brauſt über die prangenden Blüten ein Gewitterſturm und zerknickt, verwüſtet, fegt weg, was Fleiß und Liebe mühſam ſchufen. Dann beſchattet Ihr wohl die Augen mit müder Hand, zerdrückt eine Träne und ſetzt Euch entmutigt ins wüſte Feld. — So trauern wir Deutſche um Tſingtau. Die ſchöne Stadt liegt in Trümmern, und wir meinen, wenn morgen die Sonne aufgeht, müſſe ſie beſtürzt ins Wolkenmeer zurückflüchten.

„Wer dich nie in Sonnenſchein ſah, Tſingtau, der kennt dich nicht. Wie oft lag ich auf den

grünen Hügeln der Stadt und ließ nach Jungensart die Beine in der Luft ſchlenkern. Waldblumen dufteten zwiſchen den jungen deutſchen Tannen, die erſt in Mannshöhe um mich nickten. Unter mir lag wie ein Kinderſpielzeug das Städtchen mit Türmen und Zinnen, roten Dächern und Häuſern, weiß wie aus Zuckerguß, mit geradlinigen Straßen und blühenden Gärten. Der friſche Seewind wehte den Klang von Militärmuſik in meine Hügelwelt. „Ich bin ein Preuße“ jubelten die Inſtrumente, und drunten auf meerbeſpülten weiten grünen Wieſenflächen blinkte der Stahl unſerer ſchimmernden Waffenwehr. Vom Hafen riefen die Dampfpfeifen flinker Boote. Dort ſtampften Maſchinen, dort dröhnte im Fallen der Eiſenhammer. Ozeanrieſen durchfurchten mit Kaufmannsgut die See und — über allem lag der Sonnenſchein.

„Die Fauſt des Krieges ſchlug vernichtend darein. Wie der Gewitterſturm den blühenden

Garten, hat ſie verwüſtet und geknickt, was uns lieb und teuer war. Ohne Heimat ſind wir, denn Tſingtau konnte die Heimat erſetzen. Ein echtes Stück Heimat hatten die Bewohner an die Küſte von Schantung getragen. Deutſch bis zum innerſten Weſenskern, waren ſie deutſch in Wort und Lied, in Tracht und Empfinden. In Tſingtau zeigte der Deutſche, daß er in der Fremde deutſche Art und Sitte wahren kann. Da ſchlug die derbe Fauſt auf das Holz des Stammtiſches, um den Männer zum Skat oder politiſcher Erörterung ſaßen. Da jagten ſich die Vereinstagungen. Hin und her flogen die Einladungen zum guten deutſchen Abendeſſen, aber nicht „Dinner", wie es ſonſt in Aſien heißt. Der behäbige deutſche Mittelſtand war in Tſingtau heimiſch. Es gab wenige Koloniſten, die nicht ihr Haus mit Garten hatten. Drinnen waltete ordnend und wehrend die züchtige Hausfrau als Mutter einer fröhlichen Kinderſchar. Sie griff beim Kochen, Waſchen und

Scheuern, beim Mähen oder Schneidern zu und ließ die rührigen Hände erſt ſinken, wenn am Sonnabend das Heim geſäubert war.

„Deutſche jedes Standes lebten in Tſingtau: der ſtraffe Offizier und Soldat, der weltkluge Kaufmann, der gewiſſenhafte Beamte, der fleißige Gelehrte, der Ladner und der Vertreter des Handwerks, das in Tſingtau goldenen Boden hatte. Da ſtand der Meiſter unter den Geſellen, — der berußte Schmied, der nachdenkliche Schuhmacher und der beleibte Metzger mit weißer Schürze. Tagsüber arbeiteten ſie getrennt, doch der Abend führte ſie am Stammtiſch zuſammen, und Sonntags gingen ſie mit den Ihren zum Tanzkränzchen. Dann ſiegte der deutſche Walzer, oft mit mehr Liebe als Anmut getanzt, über Tango und Twoſtep, denn die Tänzerinnen waren blauäugige Mädchen, mit blondem Gretchenzopf im Nacken und deutſchem Ringlein am Finger — deutſch von Denken wie von Geſtalt! Weißt Du noch,

Trudchen, als wir Schokolade naſchend am Waldrand lagen und Mama mit mißtraniſch ängſtlicher Stimme ‚Tru—deh‘ rief, aber uns nicht finden konnte? Weißt Du noch, wie an einem Sonntagabend bei der Heimkehr von der Bergwanderung Tſingtau im Purpurglanz der ſinkenden Sonne unter uns leuchtete und Du mit leiſem ‚Iſt's nicht herrlich?‘ und leichtem Druck auf meinen Arm zum Stehenbleiben einludſt?

„Ja, Tſingtau! Allen, die dich kannten, warſt du ans Herz gewachſen. Mit dir haben wir das uns Teuerſte auf fremder Erde verloren. Du warſt ein nie verſiegender Brunnen deutſcher Kraft, unſer Hort und Halt in dem großen Kampf, den wir mit der Arbeit deutſcher Hände, mit den Waffen deutſchen Geiſtes gewinnen wollten. Das Schickſal hat es nicht gewollt. Du liegſt in Trümmern. Doch nur deine Schale, nicht den Kern konnte der Feind zerſchmettern. Der goldene Kern war deutſche Art, die auch

auf Asiens Erde wieder triumphieren soll und wird!

„Und doch bleibt der 7. November 1914 der schwärzeste Kalendertag in meinem Leben. Da habe ich die zweite Heimat verloren."

So unser Landsmann! Seine Worte wecken in allen Deutschen das gleiche Empfinden. „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus", das Feindeshand in Trümmer schlug. Aber nicht erst „aus unseren Gebeinen werden die Rächer erstehen".

Einen ſelten ſchönen Juli ſahen die Tſingtauer ſchwinden und einer reichen Badezeit entgegen. Früher als in den Vorjahren waren ungewöhnlich viel Fremde gekommen. Gaſtwirte und Ladner ſchmunzelten. Die Jugend in Rock und Beinkleid, in Uniform und Zivil muſterte prüfenden Auges ihr weißes Sommerzeug mit der Frage, ob es ſich noch ſehen laſſen könne. Wohl war gelegentlich vom Drohen eines Kriegswetters die Rede. Doch dem Sturmzentrum fern war die Schwüle des brütenden Unheils nicht wie in Europa zu ſpüren. Wolken hatten ſchon oft über der Heimat geſtanden. Warum ſollte gerade heuer ein zündender Blitz ſie entladen? Freilich im Gouvernement am Südhang des bewaldeten Hügels zwiſchen der Innenſtadt und

dem neuen Villenort im Oſten öffneten ernſt die Stirn runzelnde Offiziere einlaufende Depeſchen mit mehr Ungeduld als ſonſt, und am 30. Juli ſchickten deutſche Kaufleute in Schanghai den Tſingtauer Geſchäftsfreunden Telegramme, die Kopfſchütteln weckend von Hand zu Hand gingen. — Sorge um das ferne Vaterland führte Erregte im Klub oder auf der Kaiſer-Wilhelm-Straße vor der Tſingtau-Bucht zuſammen. Hier, wo der Blick aus den Fenſtern der Deutſch-Chineſiſchen Hochſchule im Weſten der Verkehrs- ader und aus denen der Deutſch-Aſiatiſchen Bank im Oſten über die Arcona-Inſel und die Außenreede ins Gelbe Meer ſchaut, geht der Tſingtauer zur Nachrichtenbörſe. Hier liefen am 1. Auguſt zwiſchen zwölf und ein Uhr mittags Menſchen um die erſten roten Anſchlagszettel zuſammen: „Seine Majeſtät der Kaiſer und König hat die Mobilmachung von Armee und Marine befohlen.“ Die Geſtalten der Deutſchen ſtraffen ſich: alſo

doch! Die Chineſen laſſen ſich die Druckworte überſetzen und deuten. Sie zucken lächelnd die Achſeln und gehen ihres Weges: Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich; was geht uns der Deutſchen Krieg mit Rußland und wahrſcheinlich Frankreich an? —

Im Kaſino, auf dem Nagel des Landfingers, der die neue Villenſtadt zwiſchen der Auguſte-Viktoria- und Tſingtau-Bucht ins Gelbe Meer trägt, griffen Offiziere haſtig zu Mütze und Dolch oder Säbel, ſtatt nach Meſſer und Gabel. Mehr Wehmut als Freude hatte ihnen der Telephonſpruch gebracht. An den Grenzen des Vaterlandes war wohl jetzt ſchon die Einleitung zu einem neuen Kapitel der Geſchichte ohnegleichen geſchrieben. Sie aber blieben abſeits zu unrühmlichem Zuſchauen verdammt, denn weder Ruſſen noch Franzoſen würden einen Angriff auf Tſingtau wagen. Zum Dienſt bei der planmäßigen Armierung des Platzes und der Werke gehend, ſahen ſie neue rote Zettel an den Anſchlagstafeln.

Der Gouverneur des Pachtgebietes, Kapitän z. S. Meyer-Waldeck, Exzellenz, rief mit den Reserven die Land- und Seewehr ersten und zweiten Aufgebots ein. Gleichzeitig setzte sein Befehl das etwa vierhundertfünfzig Mann starke Ostasiatische Marinedetachement aus Tientsin und Peking über die Bahn in Marsch nach Tsingtau.

Bald rasselten im Dienst der Armierungsarbeit die ersten Wagen, Proviant- und Munitionskolonnen durch die Straßen. Die Fremden packten ihre Koffer, aber blieben, als weder Rat noch Weisung des Gouvernements zur Abreise mahnte. Auch Briten und Yankees glaubten, kein Feind werde Tsingtaus Frieden stören.

Schon in der Frühe des 2. August schanzten tausend Kulis im Gelände östlich der Stadt. Der Nachmittag nahm dem Gouverneur eine Sorge. Der für Verwendung als Hilfskreuzer bestimmte Dampfer „Prinz Eitel Friedrich" war vor wenigen Tagen ausgelaufen. Die amt-

lichen Depeſchen aus Deutſchland ſprachen von der Wahrſcheinlichkeit eines Krieges auch mit Frankreich und England. So war zu fürchten, das Schiff könne des Feindes Beute werden, bis gegen Abend die Signalſtation den Dampfer in Sicht meldete. Die Ausrüſtung des „Eitel Friedrich“ begann und vier Tage ſpäter ſeine an Erfolg und Ehre reiche Fahrt.

Am 4. Auguſt erwachte Tſingtau zum Krieg. Mit der Nachricht, auch Frankreich habe uns den Handſchuh hingeworfen, hörte die Bevölkerung, das Marinedetachement und die Schar der Reſerviſten aus Peking und Tientſin werde eintreffen. Alt und jung wanderte zum Bahnhof. „Fridericus Rex, unſer König und Herr, der rief ſeine Soldaten alleſamt ins Gewehr,“ klang es den Ankommenden aus den Inſtrumenten der Kapelle des Seebataillons entgegen. Vom Hoch- und Hurrarufen heiſer, nahmen die Tſingtauer die Truppe und die Reſerviſten in die Mitte und

geleiteten sie mit dem Gesang von Kriegsliedern in die Kasernen. Kulis fuhren der Ankommenden Päckchen und Koffer auf Rikschas nach.

Lauter und froher hallten unsere alten Lieder am nächsten Mittag durch die Straßen. An den Anschlagstafeln stand zu lesen, Britannien habe dem Reich den Krieg erklärt. — Kaum endenden Jubel löste die Nachricht in den Kasernen und bei den Truppen im Vorgelände aus. Bei der Arbeit des Schanzens wurde der Matrose und Seesoldat zum Strategen: die Engländer werden uns vom Süden und der See her, die Russen mit der Bahn von Norden kommen und beide mit blutigen Köpfen wieder heimwärts ziehen. Die Offiziere blieben überzeugt, nur eine Macht, Japan, könne mit Aussicht auf Erfolg einen Angriff auf unseren asiatischen Stützpunkt unternehmen. — — — — —

Tſingtau war ſtiller geworden. Der Matroſe lebte in den Forts oder auf ſeinen Schiffen. Der Seeſoldat ſtand in den Werken oder auf der Wacht an den Grenzen des Pachtgebiets, und der kommende Kampf trug ein erſtes Ahnen ſeines Ernſtes in die Stadt, als gegen Abend der Gouverneur Hauptquartier und Wohnſitz in die Bismarck-Kaſerne öſtlich von Tſingtau, alſo hinter die Werke verlegte. Er kehrte dem Ort wie der Bevölkerung den Rücken und richtete unter Soldaten die Augen nach vorn in das Land des kommenden Kampfes. — Tſingtau und ſeinen Bürgern abgewandt, nicht mehr Beamter und Gouverneur, nur noch Soldat und Führer, durfte er die Tage der Belagerung verleben. Er wußte hinter ſich Deutſche und alle

beſeelt vom entſchloſſenen Willen, lieber ein Grab unter den Trümmern ihres Heims zu finden, als ein Jota an deutſcher Waffenehre zu opfern. Bis zur letzten Patrone für die Tſingtauer kämpfend, hat er — ein in der Kriegsgeſchichte wohl einzigartiger Fall — nicht ein einziges Mal in Perſon oder durch Vertreter die Bevölkerung zu Ordnung oder Ausharren in Wort oder Schrift mahnen müſſen. Der eigenen Pflicht bewußt, kam ihm nie ein Zweifel, daß jeder hinter ihm als Deutſcher auch die ſeine tat und kannte. Die Bürger hörten von ihm nur, wenn mittags der Zettel an der Anſchlagstafel Neues erzählte.

Still war am Morgen dieſes 6. Auguſt auch der Hafen. Der Kreuzer „Emden", das Kanonenboot „Jaguar" und Torpedoboot „S 90" waren verſchwunden. Zu Anker lag nur der in den nahen Fährden und Nöten heldiſch tapfere und treue Bundesgenoſſe, der öſterreichiſch-ungariſche Kreuzer „Kaiſerin Eliſabeth", und in der Werft

ſchlummerten, abgerüſtet, die für Kampf nicht mehr verwendbaren kleinen Kanonenboote „Cormoran", „Iltis", „Tiger" und „Luchs".

„Da überkam mich ein Gefühl der Sorge und drückender Vereinſamung," erzählt eine von der Belagerung ſprechende Dame, „bangten wir uns doch ſchon um die Bekannten auf dem Kreuzergeſchwader, das auf der Fahrt nach der Südſee war." Doch gegen Abend lief Tſingtaus kleines Geſchwader von drei Fahrzeugen wieder ein. S. M. S. „Emden" brachte den Dampfer „Rjäſan" von der ruſſiſchen freiwilligen Flotte als Priſe ein. Mit den Geſchützen des „Cormoran" wurde dem Ruſſen bei der Ausrüſtung zum Hilfskreuzer des Kanonenbootes anſtändiger Name gegeben. Eine deutſche Beſatzung hat ihm Ehre gemacht. Die „Emden" aber lag nur wenige Stunden im Hafen. Ehe des nächſten Tages Sonne die zackigen Gipfel des Lauſchan, der Dolomiten Oſtaſiens, rötete, war ſie auf der Fahrt in die Unſterblichkeit.

Tage des Wartens für den Bürger und der Arbeit für den Soldaten kamen. Das Geschäftsleben entschlummerte sacht. Wenn der darum müßige Tsingtauer auf die Hügel im Osten der Stadt wanderte, sah er mit Schmerzen die Bäumchen des jungen deutschen Waldes unter den Äxten in Kulihänden fallen. Öde und kahl wie vor vierzehn Jahren, der Tannen, Eichen, Buchen, Birken und Erlen beraubt, lag bald das Land, gefurcht von Schützengräben, gerunzelt von Batterie- und Scheinstellungen. Aber der Spaziergang durch jener Tage heißen Sonnenbrand in nun wieder schattenloser Einöde bot allein noch Zeitvertreib und brachte abends willkommene Müdigkeit. Straßenlaternen durften nicht mehr brennen. Die Fenster der Wohnungen mußten namentlich nach der See hin bei sinkender Dunkelheit abgeblendet werden. Die Polizei hielt die Augen offen, und in stickender Sommerhitze saß es sich nicht gemütlich hinter verschlossenen

Scheiden. Der Tſingtauer lernte früh ſchlafen gehen. Morgens fand er wohl noch Arbeit im Beruf. Mittags lockte ihn die Nachrichtenbörſe. Namentlich im Klub gab's viel Neues, doch wenig Wahres zu hören. Schanghai, ſeit Großonkel Olims Tagen das Heim und der Hochſitz des Küſtenklatſches, hielt den Telegraphendraht heiß und ſchickte Lügen von immerhin ſtrenger Unparteilichkeit. Wenn geſtern drei deutſche Torpedoboote ein Dutzend engliſcher Dreadnoughts zu den Fiſchen geſchickt hatten, ſtrichen heute „Goeben" und „Breslau" im Mittelmeer vor einem franzöſiſchen Geſchwader die Flagge. Der Tſingtauer lernte nichts mehr glauben, aber blieb ſtark in Zuverſicht. Seinen feſten frohen Glauben an den Sieg deutſcher Waffen mehrte täglich die jubelnde Begeiſterung der über Land oder Waſſer freudig zum Kampf kommenden Landsleute. Drei Dampfer unter unſerer Handelsflagge ſuchten Schutz im Hafen, den ſie — verſenkt —

später sperren sollten. Die Besatzungen baten um Einreihung in die Kämpferschar, und für Wochen noch rann der dünne, aber stetige Strom treuer Männer durch wachsame Feinde leise und flink in die Werke. Mühselige Fußmärsche führten die Offiziere und Leute unserer Kanonenboote auf dem Yangtse in den Platz. Die von der „Otter" rüsteten ihr Boot hoch oben bei Swifu ab und kamen auf zerfetzten Sohlen in Lumpen nach Tsingtau. Die vom „Vaterland" borgten sich von den Deutschen in Canton Zivil. Eine Wanderung von einundzwanzigtägiger Dauer brachte sie nach Schanghai und eine Dschunke von dort in die Kiautschou-Bucht. Für Dampfer war die Schiffahrt nach Tsingtau längst unterbrochen. Kein Deutscher konnte aus Asiens Häfen nach Tsingtau Passage nehmen. Ein Lehrer verbrachte darum fünf Wochen auf dem Rücken von Ponies, in Sänften und am Ruder von Barken, um das Ziel der Deutschen zu

erreichen. Nicht allen, die für der Flagge Ehre bluten wollten, half das Glück. Elf Schiffsoffiziere, die in die Riemen ihres kleinen Kahns griffen, wenn der Wind das winzige Segel nicht blähte, fielen auf dem Gelben Meer in Feindeshand, nachdem sie hungernd und durstend fast zwei Monate unterwegs gewesen. Die deutschen Konsuln längs der asiatischen Küste könnten manch Lied vom braven Mann und deutscher Soldatentreue singen. Aus Niederländisch-Ostindien half einer zwei Söhnen alter Soldatenhäuser auf den Weg. Des einen Namen lasen wir vor wenigen Jahren wochenlang in der Chronik eines Gerichtsverfahrens. Er war verschollen, aber jetzt bereit zum Heldentod oder zur Heldentat, die sühnen und rehabilitieren kann. Das Schicksal hat es nicht gewollt und ihm den Weg zum Ziel verlegt. —

Die Reſerven aus Japan fanden einen Weg nach Tſingtau. Von den am 8. Auguſt Eintreffenden ahnte niemand, daß Japan zum Krieg entſchloſſen ſei. Doch ſchon am 10. Auguſt ging das Gerücht von einem Ultimatum an Deutſchland durch die Straßen der Stadt. Der Platz war jetzt für einen Angriff bereit, die Land- und Seefront beſetzt. Der Tagesbefehl requirierte die Ponies von Privatbeſitzern. Nachmittags gingen Soldaten von Haus zu Haus, um die Reittiere abzuführen. In jedem Stall griffen getreue chineſiſche Mafus kampfluſtig zu Beſen und Waſſereimer. Ihr gellendes Geſchrei rief den Hausherrn zu Hilfe. Sie lächelten mitleidig ob des weißen Mannes Torheit, als er ſeine Tiere nicht mit ärger-

lichem Proteſt, ſondern guter Laune der bewaffneten Macht lieh.

Dem Gouverneur mußte mehr als ein Gerücht von Japans Plänen zu Ohren gekommen ſein. Ein Aufruf an die Männer Tſingtaus heiſchte unter gleichem Datum die Bildung einer Bürgerwehr. Eine Truppe von Bejahrten jedes Standes, ſollte ſie Polizeidienſt tun und etwaige Ausbrüche von Unruhen unter den Chineſen bei einer Beſchießung erſticken. Als ſpäter der Feind vor den Werken erſchien, trug ſie Uniform und Namen des Landſturms.

Ein Aufruf an die Frauen Tſingtaus forderte Pflegerinnen für Verwundete wie Kranke und Betätigung in allerlei Arbeit, die weibliche Hände am geſchickteſten tun. Verwöhnte Damen wie einfache Frauen verließen ihr Haus, um ſich zum Dienſt zu melden. Beſchäftigung fanden nur die als Mütter mehrerer Kinder Abgewieſenen nicht. Die Ärzte und Krankenſchweſtern am Platz

konnten fünfundachtzig Frauen noch vor Beginn der Kämpfe in den Pflichten von Pflegerinnen unterweisen. In Nähstuben schneiderten andere Frauen zunächst Verbandzeug, später Wäsche für die Truppen in der Kampfstellung. Wohl die schwerste, aber dem Gemeinwohl nützlichste Arbeit fanden Damen in den Küchen. Schon auf das Gerücht vom Krieg mit Japan begann die Flucht der Chinesen. Mit den Tapantau den Rücken Kehrenden verkrümelten sich bald die in deutschen Häusern Dienenden. Dienstmädchen kennt der ferne Osten nicht. Jede Hausfrau mußte die eigenen Hände rühren. Ihren Mann versorgte die Truppe, wenn er als Soldat im Vorgelände stand. Aber ein „Tischlein-deck-dich" wollte mit dem Landsturmmann der in der Stadt im Lazarett beschäftigte Arzt und der noch im Post- oder Verwaltungsdienst tätige Beamte finden. Ihnen half die Arbeit der Frauen. Einige riefen Messen ins Leben und kochten

während dienſtfreier Stunden für ihre Gatten und der Ehre würdige Junggeſellen. Gemeinhin fanden die Männer ihren Tiſch in den Gaſthäuſern, die ein Gouvernementsbefehl zu Lazaretten machte. Damen, an Bedienung durch die vielen Kulihände des fernöſtlichen Haushalts gewöhnt, ſcheuerten den großen Theaterſaal des Hotel Prinz Heinrich und richteten ihn mit einem anderen Raum zur Pflege von neunzig Verwundeten oder Kranken ein. Vier Damen der Geſellſchaft ſchalteten in der Küche, beſorgten die Einkäufe, trugen ſie ins Haus und kochten für zweihundert Menſchen. Der Morgenkaffee mußte um ſechs Uhr dampfen. Von fünf Uhr früh auf den Beinen, kochten die Vier in der Gluthitze des Auguſt, in der feuchten Schwüle des September und durch den Oktober bis in den November täglich drei Mahlzeiten, die neben Verwundeten, Kranken und Pflegerinnen achtzig Männer gegen Bezahlung nahmen. Ihre Verſicherung, daß ſie

nach des Tages letztem Geſchirrwaſchen erſchöpft ins Bett fielen, klingt glaubwürdig.

Der Wunſch, auch Mütter für Arbeit im Dienſt der Verteidigung freizumachen, ſchuf das Kinderheim. Eine kinderloſe junge Frau leitete es als dankbar gerühmte Oberin. Helferinnen waren die Erzieherinnen oder Kindermädchen begüterter Häuſer. Im Freien überwachten ſie während der Belagerung das Spiel der Kleinen, bis an der Stange auf dem Signalberg ein Zeichen vor Bombenwürfen heranſchwirrender feindlicher Flieger warnte und die ahnungslos lachende Schar in den bombenſicheren hohen Keller trieb. Dort mußte das Völkchen die ſchweren Tage der Beſchießung verleben.

Noch viel ließe ſich von dem ernſten Wirken, dem freudigen Willen und tapferen Herzen der Tſingtauer Frauen erzählen. Jeder Bezopfte, der bei Nacht und Nebel aus der Chineſenſtadt Tapautau im Kahn über die Bucht floh, hinter-

ließ ihnen neue Arbeit. Wenn der Wäſcher verſchwand, mußten ſie in knappen Mußeſtunden zu Waſſer und Seife greifen. Wenn der Flickſchneider ſich aus dem Staube machte, konnte nur eine Frau Riſſe im Rock des Soldaten heilen. Sie tat es heiter lachend, froh im Bewußtſein, auch ſie diene Kaiſer und Reich.

Der 15. August begann als der Tag der Freude und brachte die Nachricht von einem Seetreffen bei Hongkong mit dem Telegramm: „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ jagten zwei britische Kreuzer mit vier Schornsteinen nach schwerer Beschädigung durch Geschützfeuer in die Flucht.“ Noch ungläubig, hörten die Tsingtauer nachmittags, dem kaiserlichen Botschafter in Tokio habe ein Beamter des japanischen Auswärtigen Amtes ein Ultimatum überreicht. Bald blieb kein Zweifel an der Wahrheit der Kunde, und zwei Tage später mahnte der Gouverneur die Frauen, mit ihren Kindern abzureisen. Gleichzeitig forderte er den Landsturm zur Eintragung in die Listen auf. — Kapitän Meyer-Waldeck wußte, daß vormittags dem Staatssekretär un-

ſeres Auswärtigen Amtes der japaniſche Botſchafter in Berlin die dreiſte Forderung überreicht hatte: Tſingtau ſolle bis zum 15. September geräumt und jedes unſerer Kriegsſchiffe in aſiatiſchen Gewäſſern entwaffnet werden.

Der Gouverneur hat über dem aus dem Großen Hauptquartier übermittelten Ultimatum nicht lange gegrübelt. Der deutſche Offizier und Beamte wußte beim erſten Blick in die Depeſche, welche Antwort allein ſein kaiſerlicher Herr für Japan haben könne, tauchte die Feder in Tinte und ſchrieb auf ein Quartblatt das Telegramm: „Einſtehe für Pflichterfüllung bis zum Äußerſten.“

Hinter dem beſcheidenen, doch ſtolzen Verſprechen ſteht eine ſtarke Perſönlichkeit. Ihr ſicheres ſoldatiſches Urteil ſieht jetzt ſchon den Fall von Tſingtau vor Augen. Sie fühlt ſich ſtark genug, den Kampf zum heldiſchen zu machen, aber verſchmäht wohlfeile Phraſen und die Verheißung eines Widerſtandes, den nur die Tat zum langen

machen konnte. Sichtlich nüchtern von Natur, iſt der Gouverneur ein Mann, der handeln, aber nicht reden will, und mit dem Wort ſo ſparſam, daß er noch in der ſeeliſchen Erregung der wohl ernſteſten Stunde ſeines Dienſtlebens ſchreibt: „Einſtehe“.

Wer ſeinem Wirken als Befehlshaber während der Belagerung nachzugehen verſucht, wird aus Schriftſtücken oder von Menſchenlippen wenig hören. Faſt ſcheint es, als hätten ihn in den ſchweren Tagen die Bürger kaum und die Soldaten nur ſelten und flüchtig geſehen, wenn er einmal im Automobil die Stellungen abfuhr. Wahrnehmbar aber iſt zu ſpüren, daß ſein ſtrenger Wille allgegenwärtig war und jede Phaſe des Ringens meiſterte. So ſtraff hielt er die Fäden der Leitung, daß noch in der Stunde des Unterliegens ſein und nicht des Siegers Wille dem Kampf ein Ende machte, ehe er zu der von England geplanten Hinſchlachtung der deutſchen Kaufmannſchaft Oſtaſiens führte. Ein wohl

ſchweigſamer Herr, verlebte Kapitän Meyer-Waldeck ſeine Kriegsmonate unweit der Telephonzentrale hinter dem Kartentiſch in der Bismarck-Kaſerne, die täglich Zielſcheibe japaniſcher Batterien war. So weckt ſein Handeln als Befehlshaber Erinnern an die Worte, die Graf Schlieffen von ſeinem Vorbild eines Führers ſchrieb: „Den Degen hat er nie gezogen. Er war ein Mann der Karte, des Zirkels und der Feder.“

Die Bevölkerung von Tſingtau las das japaniſche Ultimatum neben dem Stellungsbefehl für den Landſturm am Mittag des 19. Auguſt an den Anſchlagstafeln.

Seit Stunden in erregter Ungeduld auf Neues wartend, ſtanden unſere Landsleute in des trüben Tages grauem Nebel zunächſt ſtarr und ſtumm. Wohl Entſetzen lähmte ſie im Verſtehen, daß ihrer neuen Heimat unabwendbare Vernichtung drohe. Dann aber hallte ſich im kleinen Deutſchland drüben wie zu gleicher Stunde im großen hüben

jede Faust, und von den Lippen brach der Massenschwur: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall — wir alle wollen Hüter sein.“

Über die Tsingtauer war der Geist des großen Krieges, der Deutschen heißer, heiliger Zorn gekommen. Nicht lange zogen sie, Arm in Arm, des Vaterlandes Lieder singend, durch die Straßen. Alle eines Sinnes und entschlossen, Hüter deutscher Ehre auch auf fremder Erde zu sein, stürmten sie vor der Zeit zum Stellungsplatz des Landsturms. Mit Alten kamen Junge. Die Knaben wollten nicht zurückbleiben. In eine Jugendwehr eingereiht, durften sie, nun es mit dem letzten Mann und letzten Mitteln die Festung gegen ungeheure Übermacht zu halten galt, bald Draht von Gartenzäunen reißen, Säcke zum Füllen mit Sand und Eisenstangen als Stützen für die Unterstände sammeln. Sie schleppten mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen, wie sie später brav beim Transport Verwundeter halfen.

Abends hing an den Anſchlagstafeln das erſte vieler Telegramme von Landsleuten in Aſien: „Gott mit Euch tapferen Streitern in ſchwerer Zeit. Die Deutſchen von Batavia.“ — Wer draußen unſere Zunge redete, wußte, daß Japans Forderung die Männer von Tſingtau zu Streitern, und weil ſie Deutſche waren, zu tapferen Streitern machte.

Vier- bis fünfhundert Frauen und Kinder folgten der Aufforderung des Gouverneurs und dem Drängen ihrer Familienväter zur Abreiſe. Die einen fuhren mit der Bahn nach Tientſin. Die andere Hälfte beſtieg am Nachmittag des 21. Auguſt den vom Gouverneur geſcharterten Dampfer „Plakat“. Bald nach dem Auslaufen brachten engliſche Zerſtörer das Schiff auf und nach Weihaiwei. Trunkene engliſche Soldaten und Matroſen, geführt von Offizieren, höhnten und ſtießen die armen Wehrloſen. Zur Weiterfahrt ſtellten die britiſchen Behörden den Dampfer „Shenking“. Von echt engliſcher Unſauber-

Phot. Gebr. Haeckel

Kapitän zur See von Meyer-Waldeck

keit, war das Fahrzeug für zweihundertfünfzig Menſchen zu klein. Unglückliche Mütter lagen bei Regen und ſchwerer See mit ihren Kindern auf nacktem Deck zwiſchen dem farbigen Geſindel, das Britanniens Handelsflagge dient. Waſſer wurde aus ſchmierigen Petroleumkannen, an Nahrung nur hartes, trockenes Brot gereicht. Krank, elend und beſtohlen kamen ſie nach Tientſin und Peking in die Pflege hilfsbereiter deutſcher Kaufleute. Anders hatten die Tſingtauer deutſcher Nation Würde und Ehre gewahrt, als ſie nach Ergehen der engliſchen Kriegserklärung britiſche Männer, Frauen und Kinder aus den Hotels am Badeſtrand unbeläſtigt abreiſen ließen.

Zwei Wochen ſollten dann vergehen, bis ſie am Nachmittag des 22. Auguſt vor ihrer Küſte wieder einen Briten, den Zerſtörer „Kennet", ſahen. Um Minen zu ſtreuen, dampfte er außer Schußweite der Fortgeſchütze öſtlich der Hafeneinfahrt. Ein glücklicher Zufall hatte mit gleicher

Aufgabe „S 90“ aus dem Hafen geführt. Der Kommandant, Kapitänleutnant Brunner, der das kleine Fahrzeug zu einer der Säulen der Verteidigung des Platzes machte, sichtete den Gegner. Besucher des Strandhotels sahen ihn in hoher Fahrt auf den Zerstörer zuhalten. Ohne Besinnen bot er dem geschwinderen und größeren Engländer Kampf an. Mit Treffern, die des Feindes Backbordwand zertrümmerten und neben dem Kommandanten mehrere Mann verwundeten, jagte er ihn ins Gelbe Meer hinaus.

Vierundzwanzig Stunden später lief die Frist des Ultimatums ab. Auf die Kunde, Japan habe dem Reich den Krieg erklärt, wurde den Chinesen der Fahrkartenschalter auf dem Bahnhof von Tsingtau zum Mittelpunkt des Weltalls und zur Pforte des Paradieses, das die Flüchtenden in Tsinanfu suchten. Selten begegnete fortan der Deutsche einem Bezopften in den Straßen.

Unſere längſt im Vorgelände beim Schanzen tätigen Truppen hatten nach Bekanntgabe des japaniſchen Ultimatums ihre Arbeit nur unterbrochen, um dem Kaiſer mit drei brauſenden Hurras ein Verſprechen zu leiſten. Heute, am Tag der Kriegserklärung, wiederholten ſie den Ruf. Der Gouverneur gab im Feſtungsbefehl Nr. 13 die Parole aus: „Drauf wie Siebzig!“ Sein Tagesbefehl ſprach die Truppen an:

„Feſtungsbeſatzung von Tſingtau!

„Am 15. Auguſt hat an Deutſchland Japan ein Ultimatum überreicht und die bedingungsloſe Übergabe Tſingtaus gefordert.

„Niemals werden wir freiwillig auch nur das kleinſte Stück Erde hergeben, über dem die Reichskriegsflagge weht. Zu ſtolzer Freude gereicht es

während dienstfreier Stunden für ihre Gatten und der Ehre würdige Junggesellen. Gemeinhin fanden die Männer ihren Tisch in den Gasthäusern, die ein Gouvernementsbefehl zu Lazaretten machte. Damen, an Bedienung durch die vielen Kulihände des fernöstlichen Haushalts gewöhnt, scheuerten den großen Theatersaal des Hotel Prinz Heinrich und richteten ihn mit einem anderen Raum zur Pflege von neunzig Verwundeten oder Kranken ein. Vier Damen der Gesellschaft schalteten in der Küche, besorgten die Einkäufe, trugen sie ins Haus und kochten für zweihundert Menschen. Der Morgenkaffee mußte um sechs Uhr dampfen. Von fünf Uhr früh auf den Beinen, kochten die Vier in der Gluthitze des August, in der feuchten Schwüle des September und durch den Oktober bis in den November täglich drei Mahlzeiten, die neben Verwundeten, Kranken und Pflegerinnen achtzig Männer gegen Bezahlung nahmen. Ihre Versicherung, daß sie

nach des Tages letztem Geſchirrwaſchen erſchöpft ins Bett fielen, klingt glaubwürdig.

Der Wunſch, auch Mütter für Arbeit im Dienſt der Verteidigung freizumachen, ſchuf das Kinderheim. Eine kinderloſe junge Frau leitete es als dankbar gerühmte Oberin. Helferinnen waren die Erzieherinnen oder Kindermädchen begüterter Häuſer. Im Freien überwachten ſie während der Belagerung das Spiel der Kleinen, bis an der Stange auf dem Signalberg ein Zeichen vor Bombenwürfen heranſchwirrender feindlicher Flieger warnte und die ahnungslos lachende Schar in den bombenſicheren hohen Keller trieb. Dort mußte das Völkchen die ſchweren Tage der Beſchießung verleben.

Noch viel ließe ſich von dem ernſten Wirken, dem freudigen Willen und tapferen Herzen der Tſingtauer Frauen erzählen. Jeder Bezopfte, der bei Nacht und Nebel aus der Chineſenſtadt Tapautau im Kahn über die Bucht floh, hinter-

ließ ihnen neue Arbeit. Wenn der Wäſcher verſchwand, mußten ſie in knappen Mußeſtunden zu Waſſer und Seife greifen. Wenn der Flickſchneider ſich aus dem Staube machte, konnte nur eine Frau Riſſe im Rock des Soldaten heilen. Sie tat es heiter lachend, froh im Bewußtſein, auch ſie diene Kaiſer und Reich.

Der 15. Auguſt begann als der Tag der Freude und brachte die Nachricht von einem Seetreffen bei Hongkong mit dem Telegramm: „Scharnhorſt“ und „Gneiſenau“ jagten zwei britiſche Kreuzer mit vier Schornſteinen nach ſchwerer Beſchädigung durch Geſchützfeuer in die Flucht.“ Noch ungläubig, hörten die Tſingtauer nachmittags, dem kaiſerlichen Botſchafter in Tokio habe ein Beamter des japaniſchen Auswärtigen Amtes ein Ultimatum überreicht. Bald blieb kein Zweifel an der Wahrheit der Kunde, und zwei Tage ſpäter mahnte der Gouverneur die Frauen, mit ihren Kindern abzureiſen. Gleichzeitig forderte er den Landſturm zur Eintragung in die Liſten auf. — Kapitän Meyer-Waldeck wußte, daß vormittags dem Staatsſekretär un-

ſeres Auswärtigen Amtes der japaniſche Botſchafter in Berlin die dreiſte Forderung überreicht hatte: Tſingtau ſolle bis zum 15. September geräumt und jedes unſerer Kriegsſchiffe in aſiatiſchen Gewäſſern entwaffnet werden.

Der Gouverneur hat über dem aus dem Großen Hauptquartier übermittelten Ultimatum nicht lange gegrübelt. Der deutſche Offizier und Beamte wußte beim erſten Blick in die Depeſche, welche Antwort allein ſein kaiſerlicher Herr für Japan haben könne, tauchte die Feder in Tinte und ſchrieb auf ein Quartblatt das Telegramm: „Einſtehe für Pflichterfüllung bis zum Äußerſten.“

Hinter dem beſcheidenen, doch ſtolzen Verſprechen ſteht eine ſtarke Perſönlichkeit. Ihr ſicheres ſoldatiſches Urteil ſieht jetzt ſchon den Fall von Tſingtau vor Augen. Sie fühlt ſich ſtark genug, den Kampf zum heldiſchen zu machen, aber verſchmäht wohlfeile Phraſen und die Verheißung eines Widerſtandes, den nur die Tat zum langen

machen konnte. Sichtlich nüchtern von Natur, iſt der Gouverneur ein Mann, der handeln, aber nicht reden will, und mit dem Wort ſo ſparſam, daß er noch in der ſeeliſchen Erregung der wohl ernſteſten Stunde ſeines Dienſtlebens ſchreibt: „Einſtehe".

Wer ſeinem Wirken als Befehlshaber während der Belagerung nachzugehen verſucht, wird aus Schriftſtücken oder von Menſchenlippen wenig hören. Faſt ſcheint es, als hätten ihn in den ſchweren Tagen die Bürger kaum und die Soldaten nur ſelten und flüchtig geſehen, wenn er einmal im Automobil die Stellungen abfuhr. Wahrnehmbar aber iſt zu ſpüren, daß ſein ſtrenger Wille allgegenwärtig war und jede Phaſe des Ringens meiſterte. So ſtraff hielt er die Fäden der Leitung, daß noch in der Stunde des Unterliegens ſein und nicht des Siegers Wille dem Kampf ein Ende machte, ehe er zu der von England geplanten Hinſchlachtung der deutſchen Kaufmannſchaft Oſtaſiens führte. Ein wohl

ſchweigſamer Herr, verlebte Kapitän Meyer-Waldeck ſeine Kriegsmonate unweit der Telephonzentrale hinter dem Kartentiſch in der Bismarck-Kaſerne, die täglich Zielſcheibe japaniſcher Batterien war. So weckt ſein Handeln als Befehlshaber Erinnern an die Worte, die Graf Schlieffen von ſeinem Vorbild eines Führers ſchrieb: „Den Degen hat er nie gezogen. Er war ein Mann der Karte, des Zirkels und der Feder.“

Die Bevölkerung von Tſingtau las das japaniſche Ultimatum neben dem Stellungsbefehl für den Landſturm am Mittag des 19. Auguſt an den Anſchlagstafeln.

Seit Stunden in erregter Ungeduld auf Neues wartend, ſtanden unſere Landsleute in des trüben Tages grauem Nebel zunächſt ſtarr und ſtumm. Wohl Entſetzen lähmte ſie im Verſtehen, daß ihrer neuen Heimat unabwendbare Vernichtung drohe. Dann aber ballte ſich im kleinen Deutſchland drüben wie zu gleicher Stunde im großen hüben

jede Faust, und von den Lippen brach der Massenschwur: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall — wir alle wollen Hüter sein.“

Über die Tsingtauer war der Geist des großen Krieges, der Deutschen heißer, heiliger Zorn gekommen. Nicht lange zogen sie, Arm in Arm, des Vaterlandes Lieder singend, durch die Straßen. Alle eines Sinnes und entschlossen, Hüter deutscher Ehre auch auf fremder Erde zu sein, stürmten sie vor der Zeit zum Stellungsplatz des Landsturms. Mit Alten kamen Junge. Die Knaben wollten nicht zurückbleiben. In eine Jugendwehr eingereiht, durften sie, nun es mit dem letzten Mann und letzten Mitteln die Festung gegen ungeheure Übermacht zu halten galt, bald Draht von Gartenzäunen reißen, Säcke zum Füllen mit Sand und Eisenstangen als Stützen für die Unterstände sammeln. Sie schleppten mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen, wie sie später brav beim Transport Verwundeter halfen.

Abends hing an den Anſchlagstafeln das erſte vieler Telegramme von Landsleuten in Aſien: „Gott mit Euch tapferen Streitern in ſchwerer Zeit. Die Deutſchen von Batavia.“ — Wer draußen unſere Zunge redete, wußte, daß Japans Forderung die Männer von Tſingtau zu Streitern, und weil ſie Deutſche waren, zu tapferen Streitern machte.

Vier- bis fünfhundert Frauen und Kinder folgten der Aufforderung des Gouverneurs und dem Drängen ihrer Familienväter zur Abreiſe. Die einen fuhren mit der Bahn nach Tientſin. Die andere Hälfte beſtieg am Nachmittag des 21. Auguſt den vom Gouverneur geſcharterten Dampfer „Plakat“. Bald nach dem Auslaufen brachten engliſche Zerſtörer das Schiff auf und nach Weihaiwei. Trunkene engliſche Soldaten und Matroſen, geführt von Offizieren, höhnten und ſtießen die armen Wehrloſen. Zur Weiterfahrt ſtellten die britiſchen Behörden den Dampfer „Shenking“. Von echt engliſcher Unſauber-

Phot. Gebr. Haeckel

Kapitän zur See von Meyer-Waldeck

keit, war das Fahrzeug für zweihundertfünfzig Menſchen zu klein. Unglückliche Mütter lagen bei Regen und ſchwerer See mit ihren Kindern auf nacktem Deck zwiſchen dem farbigen Geſindel, das Britanniens Handelsflagge dient. Waſſer wurde aus ſchmierigen Petroleumkannen, an Nahrung nur hartes, trockenes Brot gereicht. Krank, elend und beſtohlen kamen ſie nach Tientſin und Peking in die Pflege hilfsbereiter deutſcher Kaufleute. Anders hatten die Tſingtauer deutſcher Nation Würde und Ehre gewahrt, als ſie nach Ergehen der engliſchen Kriegserklärung britiſche Männer, Frauen und Kinder aus den Hotels am Badeſtrand unbeläſtigt abreiſen ließen.

Zwei Wochen ſollten dann vergehen, bis ſie am Nachmittag des 22. Auguſt vor ihrer Küſte wieder einen Briten, den Zerſtörer „Kennet", ſahen. Um Minen zu ſtreuen, dampfte er außer Schußweite der Fortgeſchütze öſtlich der Hafeneinfahrt. Ein glücklicher Zufall hatte mit gleicher

Aufgabe „S 90“ aus dem Hafen geführt. Der Kommandant, Kapitänleutnant Brunner, der das kleine Fahrzeug zu einer der Säulen der Verteidigung des Platzes machte, ſichtete den Gegner. Beſucher des Strandhotels ſahen ihn in hoher Fahrt auf den Zerſtörer zuhalten. Ohne Beſinnen bot er dem geſchwinderen und größeren Engländer Kampf an. Mit Treffern, die des Feindes Backbordwand zertrümmerten und neben dem Kommandanten mehrere Mann verwundeten, jagte er ihn ins Gelbe Meer hinaus.

Vierundzwanzig Stunden ſpäter lief die Friſt des Ultimatums ab. Auf die Kunde, Japan habe dem Reich den Krieg erklärt, wurde den Chineſen der Fahrkartenſchalter auf dem Bahnhof von Tſingtau zum Mittelpunkt des Weltalls und zur Pforte des Paradieſes, das die Flüchtenden in Tſinanfu ſuchten. Selten begegnete fortan der Deutſche einem Bezopften in den Straßen.

Unſere längſt im Vorgelände beim Schanzen tätigen Truppen hatten nach Bekanntgabe des japaniſchen Ultimatums ihre Arbeit nur unterbrochen, um dem Kaiſer mit drei brauſenden Hurras ein Verſprechen zu leiſten. Heute, am Tag der Kriegserklärung, wiederholten ſie den Ruf. Der Gouverneur gab im Feſtungsbefehl Nr. 13 die Parole aus: „Drauf wie Siebzig!“ Sein Tagesbefehl ſprach die Truppen an:

„Feſtungsbeſatzung von Tſingtau!

„Am 15. Auguſt hat an Deutſchland Japan ein Ultimatum überreicht und die bedingungsloſe Übergabe Tſingtaus gefordert.

„Niemals werden wir freiwillig auch nur das kleinſte Stück Erde hergeben, über dem die Reichskriegsflagge weht. Zu ſtolzer Freude gereicht es

uns, daß auch wir nun für Kaiſer und Reich kämpfen dürfen.

„Feſtungsbeſatzung von Tſingtau, ich erinnere Euch an die glorreiche Verteidigung von Graudenz und Kolberg ....."

Der Heldengeiſt von Courbière und Gneiſenau war in die Werke gerufen und ſtritt mit der kleinen Schar, die wenig Köpfe zählte. Der Gouverneur befehligte:

Das 3. Seebataillon mit 4 Inf.-Komp. u. 1 beritteren	26	Offiziere	1161	Mann
Eine Pionier-Komp.	3	„	113	„
Eine Feldbatterie (auf zwei gebracht)	6	„	130	„
Matroſen-Art. Abt. Kiautſchou zu 5 Komp.	19	„	907	„
Sonſtiges Perſonal	65	„	225	„
Oſtaſiatiſches Marine-Detachement	14	„	440	„
	133	Offiziere	2976	Mann

Übertrag:	133	Offiziere	2976	Mann
Von Besatzungen deutscher Kriegsschiffe . .	15	„	700	„
Reservisten, Landwehr, Kriegsfreiwillige . .	30	„	905	„
Vom öst.-ung. Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" .	5	„	300	„
	183	Offiziere	4881	Mann

Etwa 4000 Mann der Truppen konnten als Kombattanten gelten. Landsturm und Kriegsfreiwillige reiferen Alters versahen Wacht- und Polizeidienst in der Stadt.

Wie die Zahl der Verteidiger bot wenig Aussicht auf längeren Widerstand die Gestaltung des Geländes und Anlage der Befestigungen, die im Osten der Stadt nur erbaut waren, um einem etwaigen Ansturm von Chinesen zu trotzen.

Wer in ſeine geöffnete rechte Hand ſieht und den runden Handteller als China gelten läßt, darf im abgeſpreizten Daumen die Halbinſel Schantung glauben. Dort, wo der Knöchel den Finger krümmt, liegt in Form eines nach Süden geöffneten Hufeiſens die Kiautſchou-Bucht. Der ſpitz und ſchmal gegen die Einfahrt verlaufende rechte oder öſtliche Bügel des Hufeiſens trägt Tſingtau in Geſtalt eines Dreiecks. Die lange Seite liegt am Oſtufer der flachen und ſandigen Bucht. In den beiden kurzen Seiten oder Katheten ſehen wir die See- und Landfront des beginnenden Kampfes. Die eine fällt im Süden der Stadt mit der oft ſteilen und ſteinigen Küſte des Gelben Meeres zuſammen. Längs der anderen ragt noch aus dem Weichbild der Stadt

im Oſten eine Kette von Hügeln auf. Dort ſteht im Norden der 80 m hohe Moltke-Berg, in der Mitte der Bismarck-Berg in Höhe von 130 m und als höchſte Spitze von 160 m der Iltis-Berg im Süden.

Bis zur Mobilmachung mit jungen Bäumen des deutſchen Waldes beſtanden, ſind die Hügel die erſte von drei Kuliſſen oder Vorhängen im Oſten der Stadt. Der von ihnen gegen Sonnenaufgang Schauende hat zu Füßen ein gleichlaufendes Tal. Von Buckeln und Senkungen gerunzelt, trägt der magere Boden des Chineſen Dörfer und winzige Felder. Auch ſpalten ihn noch die Ravinen, die vor der Beforſtung das Land bis zur Kiautſchou-Bucht furchten. Während der feuchten Jahreszeit oft in Schwaden fallendes Waſſer reißt im Lauf die lockere Erde mit und ſpült tiefe, oft wunderlich gekrümmte Gräben mit ſteilen Ufern aus. Bei Regenfall ſind die Ravinen Bäche, Flüſſe, ja Ströme, die in kurzen Stunden wieder verſiegen.

Des Tales Sohle trägt die Betten des in die Kiautſchou-Bucht mündenden Haipoflusſes und ſeiner Nebenläufe. Vom Becken des Haipo hebt ſich das Gelände oſtwärts zu einer zweiten Kuliſſe, der Hügelkette von 300 bis 400 m Höhe zwiſchen Sze-Fang an der Kiautſchou-Bucht und Schantung-Tou am Gelben Meer mit dem Kaiſerſtuhl als höchſtem Gipfel. Jenſeits des nächſten, breiteren Tales des Litſun ragen als dritte und höchſte Kuliſſe bis zu 1100 m die mit Zacken und Zinnen an die Dolomiten erinnernden ſteilen Felsſpitzen des Lauſchangebirges auf.

Die fünf modernen Infanteriewerke, die Tſingtau nur gegen einen Anſturm von Chineſen ſichern ſollten, mußten der Stadt nahe ſein, weil die Beſatzung der Feſtung eine kleine war. Von Süden nach Norden numeriert, waren ſie zwiſchen der erſten und zweiten Kuliſſe hinter dem Haipo aufgeworfen. Schon hinter dem mittleren Vorhang konnte alſo ein Gegner ſeinen Angriff ver-

ſchleiern und von dort mit den Werken zugleich die Stadt Tſingtau unter Artilleriefeuer nehmen.

Dazu konnte die Verteidigung ſchwerem Geſchütz eines Belagerers nur wenig und darunter veraltetes Material, nämlich Trophäen aus den Boxerkämpfen und der Belagerung von Paris, entgegenſtellen. Von Geſchützen waren im Platz und fanden Aufſtellung:

An der Seefront:

Im Fort Huitſchuen Huk

3×15 cm ſ. K. unter Panzerkuppel

2×24 cm ſ. K.

Im Fort Yu nui ſan

4×8,8 cm ſ. K.

Im Werk nördlich letzteren Forts

4×21 cm K.

Im Werk auf der Landzunge öſtlich der Arkona-Inſel

2×15 cm K.

2×11,5 cm S. K.

An der Landfront:

Auf dem Bismarck-Berg

4×28 cm Haubitzen

2×21 cm K.

Auf Höhe 120 hinter Infanteriewerk 1:

2×10,5 cm ſ. K.

6×12 cm ſ. K.

Bei Tſchungtſhikou hinter J.W. 2

3×15 cm Haubitzen aus Peking

Bei Taitungtſchen hinter J.W 4

6×7 cm ſ. K.

6×12 cm ſ. K.

An Kiautſchou-Bucht hinter J.-W. 5

6 F. K.

Bootskanonen mußten die Infanteriewerke verſtärken. Mit dem Feuer anderer Schiffsgeſchütze konnten nur „Jaguar", „S 90" und „Kaiſerin Eliſabeth" die Wirkung der ſchwachen Artillerie mehren.

Zur Vereidigung des Landſturms auf dem Paradeplatz marſchierten am 26. Auguſt Schulter an Schulter Beamte, Ingenieure, Schiffsjungen, Kaufleute, Handwerker und Schüler durch die Straßen. Die Männer trugen wohl Waffen, aber ihre Uniform war noch nicht fertig. Beifall zuſchauender Frauen und Kinder begleitete die Kolonne. Es ward Zeitvertreib der Jugend, Vater auf Poſten vor dem Elektrizitätswerk oder dem Artilleriedepot zu beſuchen. Beim Mittageſſen erzählte der Geheimrat den Seinen, wie vormittags die Inſtruktion des Unteroffiziers ihn lehre, die Brände der erwarteten Beſchießung zu löſchen.

Es ſchien Zeit, daß der Landſturm den Wachtdienſt in der Stadt übernahm. Eine feindliche

Flotte war im Anmarſch gemeldet und der letzte Streitbare im Vorgelände nötig. Aus der fernen Heimat rief der Allerhöchſte Kriegsherr ſeinen Tſingtauern zu:

„Gott mit Euch! In den bevorſtehenden Kämpfen gedenke ich Eurer!“

Kein Mahnen, kein Anſpornen, nur deutſcher Stolz klang aus den mit dem Feſtungsbefehl Nr. 16 verleſenen Worten. Unſer Herr wußte wie unſer Volk, auch die Brüder auf verlorenem Poſten würden die Ehre deutſcher Waffen bis zur letzten Patrone wahren. Die Nelſonſche Erwartung, daß jedermann ſeine Pflicht tue, braucht deutſchen Soldaten und Seeleuten in der Stunde vor dem Kampf niemand zuzurufen.

Nachmittags klangen von der See Kanonenſchläge. Der japaniſche Admiral Kato erklärte die Küſte des Pachtgebiets mit zwei großen und zwei kleinen Kreuzern, mit fünf Zerſtörern, mit dem engliſchen Linienſchiff „Triumph“ und

kleineren britiſchen Fahrzeugen blockiert und tat die Abſicht, einen Parlamentär nach Tſingtau zu ſchicken, kund. Kapitän Meyer-Waldeck lächelte und dankte für das Kommen des Beſuchers. Der japaniſche Befehlshaber würde erfahren, daß die Kommandanten deutſcher Werke mit ihrem Gegner nur eine Sprache, die aus Kanonenmund, reden, bis die letzte Granate verſchoſſen iſt. Admiral Kato mußte durch Funkſpruch den Gouverneur auffordern, Frauen und Kinder innerhalb vierundzwanzig Stunden aus dem Platz zu ſchicken.

Abends fielen die erſten Schüſſe aus deutſchen Geſchützen. Die Kanonen von Fort Huitſchuen Huk nahmen zwei japaniſche Zerſtörer unter Feuer. Die Tſingtauer wanderten auf den Iltis-Berg und ſahen von der Kuppe das Bild der Blockade, das ſich ihnen während der langen Belagerung fortan bei Ausflügen bot. In weiter grauer Ferne lagen ſchwache Schatten auf dem

Waſſer. Unſerem Feuer blieben die Schiffe meiſt unerreichbar. Allenfalls nachts näherten ſich Zerſtörer der Küſte. „Shirotage“ ſtrandete vor Anbruch des 31. Auguſt bei ſolcher Erkundungsfahrt auf den Klippen um die Inſel Tſchu Scha Tau. Nach Sonnenaufgang kletterten die Tſingtauer auf Hausdächer. Ihre Herzen ſchlugen in Sorge, als unſer kleiner „Jaguar“ in Sicht der großen Japaner hinausfuhr und mit Schüſſen dem von der Beſatzung verlaſſenen Zerſtörer den Garaus machte.

Schon nach der Gouvernementssitzung, vor der das japanische Ultimatum lag, hatte der Kommandeur der Landfront, Oberstleutnant von Kessinger (Marine-Infanterie) die berittene Kompagnie (Major Kleemann) des dritten Seebataillons ins Vorgelände geschickt. Sie sperrte die Grenze des Schutzgebiets, trieb Patrouillen in die neutrale Zone vor und beobachtete die Küste, um feindliche Landungsversuche festzustellen. Hinter der kleinen Reiterschar sicherten einzelne Kompagnien die auf Tsingtau führenden Landstraßen, denn der Gouverneur war entschlossen, mit seiner geringen Streitmacht den Feind nicht hinter den Werken zu erwarten, sondern ihm schon das Vorgelände Schritt für Schritt streitig zu machen. Den Kampf, der sich dort ent-

ſpinnen ſollte, führten deutſche Patrouillen gegen japaniſche Bataillone. Eine Front von dreißig Kilometer Breite, deren Verteidigung ſonſt zwei Armeekorps heiſcht, hielten noch nicht zwei Bataillone unſerer Tapferen für faſt zwei Wochen.

Daß die ſchwache Feſtungsbeſatzung feindliche Landungen nicht verhindern konnte, lag auf der Hand. Um ihnen aber entgegenzutreten und ſie möglichſt lange aufzuhalten, wurde die erſte Kompagnie (Hauptmann Graf v. Hertzberg) des Oſtaſiatiſchen Marinedetachements (Oberſtleutnant Kuhlo) nach Tſchai Ko und Scha Tzy Kou, einem ſchon in Friedenszeit ausgebauten Stützpunkt mit kleinem Kaſernement, die zweite Kompagnie (Hauptmann Schaumburg) und die dritte Kompagnie (Hauptmann v. Strantz) nach Litſun geſchickt. Dort bezog am 22. Auguſt der Stab des Detachements Quartier. Die Offiziere wohnten in der Polizeiſtation. Ihr „Kaſino" blieb auch während der Kampftage eine Laube am Litſun-

fluß. Je ſechs Seeſoldaten ſchliefen in einer Zelle für ſechs Gefangene. Speiſekammer war das grüne Land, auf dem Rinder graſten und Schweine wühlten. Die Kompagnie Perſchmann rückte nach Fou Shan Hou. Mühſelige Arbeit der Kompagnien hob in heißer Sommerhitze ausgedehnte ſtarke Stellungen nach allen Seiten aus. Hauptmann Schaumburg brauchte eine Stunde, um ſeine Gräben auf den Höhen bei Tſang Kou von der Kiautſchou-Bucht bis zur Straße bei Schy Hou abzugehen. Für eine Kompagnie natürlich zu lang, beſetzte der Führer ſie weniger mit Soldaten als Scheinſchützen. Vier Simulackerbatterien ſtanden darin. Aus dem Vorgelände auf weitere Entfernung geſehen, ſchienen ſie mit allem artilleriſtiſchen Bedarf bis zum Scherenfernrohr ausgeſtattet. Bei den Geſchützen — Handwagen, die Ofenröhren als Kanonenrohre trugen — ſtanden Strohpuppen als Kanoniere. In den geſchickt im Gelände verborgenen wirklichen Stel-

lungen war der Schütze gegen die Wirkung von Feldartillerie gesichert, denn im großen Holzlager von Tsang Kou lag genug Material für den Bau von Unterständen. Den Zugang erschwerten Tretminen und Drahthindernisse.

Die erwartete und leicht ausführbare Landung in unmittelbarer Nähe der Stadt wagten die Japaner zunächst nicht. Überhaupt taten sie der kleinen Schar von Verteidigern durch umständlich vorsichtiges Herantasten viel Ehre an. Ihr Kampf gegen eine Festung, deren Werke die Eroberer von Lüttich und Nowo-Georgiewsk mit stürmender Hand im ersten Anlauf genommen hätten, war die Durchführung einer planmäßigen Belagerung von zweimonatiger Dauer. Ihre nach nationaler Gewohnheit ungemein gründliche Vorbereitungsarbeit baute Meilen von neuen Straßen und sogar Feldbahnen.

Weit von Tsingtau, an der Nordküste von Schantung, schiffte der Gegner am 2. September

unter dem Schutz von sechs Kriegsschiffen und fünf Torpedobooten mit zwei Kohlenschiffen die auf zehn Transportern herangeführten ersten Truppen bei Longkou aus. Unter Verletzung der chinesischen Neutralität betraten dort etwa zehntausend Mann das Land. Mit dieser Streitmacht unter Hilfe der Blockadeflotte scheint General Kamio, der Befehlshaber der japanischen Expedition, sich zunächst nur die Möglichkeit, stärkere Truppen näher bei Tsingtau an der Südküste der Halbinsel Schantung zu landen, erkämpfen zu wollen.

Das Ausschiffen der ersten Truppen erschwerten Stürme und Regengüsse, unter denen auch unsere Truppen seit Ende August litten. Das von den Unseren bald festgestellte Drohen eines Angriffs von Norden zwang zu noch oft wiederholter Verschiebung der Stellungen und neuer Arbeit. Der Mann in Reih und Glied ersehnte den Tag, an dem er den Spaten aus der Hand legen und zum Gewehr greifen würde. Angesichts der

Überzahl der Angreifer äußerte er Bedauern nur, weil er nicht aus den Gräben vorbrechen und den Feind auf seine Schiffe zurückjagen durfte. In Erwartung baldiger Zusammenstöße wurden den Truppen im Vorgelände die Feldbatterie Stecher, die Reserve-Feldbatterie Gränzer und zwei Maschinengewehrzüge unter Oberleutnant von Schlick und Leutnant d. R. Merck zugeteilt.

Bis zum 5. September goß es fast ohne Pause vom Himmel. Die Tsingtauer wateten auf dem Pflaster ihrer Straßen bis zu den Knöcheln im Wasser. Die Pumpen im Wasserwerk verschlammten. Die Wasserleitung versiegte für Zeit. Draußen stürzten Eisenbahnbrücken in die an ihren Pfeilern rüttelnde gelbe Flut. Der Wolkenbruch vom 4. September schwellte den Litsun zum reißenden Strom und überschwemmte mit dem gleichnamigen Dorf die Quartiere unserer Leute. Bis an die Hüften im Wasser, mußten sie auf die Höhen flüchten. Drei Seesoldaten ertranken

beim Durchfurten des Tſang Tſun. Wie die Straßen zerſtörte die Überſchwemmung unſere Feldwerke. Die für Heranſchaffen von neuem Befeſtigungsmaterial, von Munition und Lebensmitteln unentbehrliche Automobilverbindung mit Tſingtau blieb für Tage, die Telephonverbindung für Stunden unterbrochen. Aber weder gute Laune noch Geſundheit der Unſeren litten unter der Kataſtrophe, die den Anmarſch des Feindes verzögerte.

In der Nacht zum 5. September klarte das Wetter auf. Statt Waſſer fiel Gefährlicheres auf Tſingtau. Um neun Uhr früh kreiſte der erſte japaniſche Flieger über der Stadt. Neugier lockte Erwachſene und Kinder in die Straßen. Bombenwürfe ſchickten die Staunenden bald wieder in die Häuſer. Gegen Abend ſetzte neuer mehrtägiger Regen ein und ſpeiſte die Flußläufe der Halbinſel Schantung. Im Marſch zur Grenze des Pachtgebiets verloren die Japaner Geſchütze

und Leute in reißenden Fluten. Erſt am 12. September ſtießen die erſten Reiter ihrer Vorhut in der neutralen Zone auf unſere Außenpoſten. Eine weit nördlich des Schutzgebiets, jenſeits von Tſimo, auf ihren Ponies feindwärts trabende Patrouille der berittenen Kompagnie ſah die erſten kleinen Khakibraunen auf „zweiſtöckigen“ Pferden, wechſelte mit ihnen Schüſſe und zog ſich vor anmarſchierender japaniſcher Infanterie auf die Stadt zurück. Am nächſten Tag mußte die Handvoll deutſcher Reiter Tſimo räumen. Am 14. September beſetzten die Japaner auch Kiautſchou am Weſtrand der gleichnamigen Bucht. Am 15. September verſuchten feindliche Reiter in chineſiſchen Kleidern den loſen Schleier unſerer Vorpoſtenkavallerie zu durchbrechen und fielen als erſte Tote des Kampfes.

In kleinen Scharmützeln den Gegner aufhaltend, zogen unſere Reiter ſich auf die Grenze des Pachtgebiets als Linie des erſten Widerſtandes zurück. Über ſie wieder hinaus führte ein Erkundungsritt mit zwanzig Reitern und zwölf Radfahrern am 16. September den Major Kleemann in die neutrale Zone. In der ſtürmiſchen Nacht vorher trabte die kleine Schar bis vor Liutſing, fand das Dorf vom Gegner beſetzt und lagerte im Regen hart unter ſeinen Gewehren. Bei Tagesanbruch brach ſie feuernd und hurrarufend mit herzhaftem Anlauf in den Ort. Des Gegners Reiter flohen. Nachſtoßend ſahen die Unſeren vom jenſeitigen Dorfrand zwei geſchloſſene Schwadronen den Ausreißern zu Hilfe reiten. Major Kleemann konnte ſie unter über-

raſchendes Feuer nehmen. Ihr Führer fiel. Leute ſtürzten. Die Schwadronen gerieten in grundloſen Moraſt und mußten ſich aus dem Staube machen. Beherzte Radfahrer wollten Gefangene greifen und rannten feindwärts. Doch packten die Japaner ihre Verwundeten in Haſt auf Pferde. Einen wohl ſchwer verletzten Kameraden, den ſie nicht bergen konnten, töteten ſie vor den Augen der Unſeren, nicht etwa mit einem Gnadenſchuß, ſondern mit Säbelhieben. Auch ſpäter bekundeten ſie ſtets den Wunſch, keine Gefangenen in deutſchen Händen zu laſſen. Vor unſeren Stellungen, den Ihren unerreichbar verwundete Offiziere ſtarben ohne Ausnahme von eigener Hand durch Revolverſchüſſe. Unbegreiflich iſt es nicht. Die Führer einer Armee, die lernend zu Füßen der unſeren ſaß und von ihr das geiſtige Rüſtzeug für den Kampf um Japans Machtſtellung in Aſien empfing, ſcheuten ſich wohl, als Gefangene in doppelter Scham

vor deutſchen Offizieren die Augen niederzuſchlagen.

Als bald dem Major eine feindliche Infanteriekolonne in Stärke von zwei Bataillonen im Marſch auf Lintſing gemeldet wurde, nahm er ſeinen kleinen Trupp hinter den Paiſchaho zurück. Einen ſchwer und einen leicht Verwundeten trug die tapfere Schar ins Stabsquartier mit.

Druck erzeugt Gegendruck.

Gegen Abend war zu ſpüren, daß der Feind den bei Kutapu an der Straße von Lintſing hinter der Grenze und dem trockenen Lauf des Paiſchaho wachenden kleinen Poſten überfallen wollte. Oberſtleutnant v. Keſſinger ſchickte die Kompagnie Schaumburg von Tſangkou zur Unterſtützung. Nach beſchwerlichem Eilmarſch traf ſie in ſtrömendem Regen vor Mitternacht ein. Der Feind regte ſich nicht. Die Kompagnie hatte morgens wieder den Rückmarſch in ihre Quartiere angetreten, als der in Ravinen und Bodenfalten

heranſchleichende Gegner den Poſten von drei Seiten anfiel. Nach hartnäckigem Widerſtand gelang es den Unſeren, mit ihren beiden ſchwer Verwundeten und allen Pferden aus dem Tempel von Kutapu zu entkommen. Ein Vorſtoß der Kompagnie Schaumburg nahm ſie auf und führte ſie wieder auf ihren Poſten. Der Feind verſchwand, wie er gekommen, in Ravinen, in Bodenfalten und dem hohen Kiauliang.

Die zähe Verteidigung von Kutapu ließ den Feind ſpüren, mit welcher Art Gegner er zu rechnen habe.

Durch einen Angriff mit ſtärkeren Kräften ſetzte er ſich am nächſten Tag von neuem in Beſitz des Poſtens.

Vierundzwanzig Stunden ſpäter warf die Kompagnie Schaumburg ihn nochmals heraus und über den Paiſchaho zurück.

Einigen Reitern der berittenen Kompagnie ſtürmte Leutnant d. R. Freiherr von Riedeſel als erſter durch das verſiegte Flußbett voran. Am jenſeitigen Rand durchſchlugen feindliche Geſchoſſe ſeine Schlagadern. Zwiſchen zwei Reihen heißer Gewehre verblutend, durfte er als erſter der Tſingtauer Feſtungsbeſatzung ſterben. Als

Legationssekretär unserer Gesandtschaft in Peking ein in China bekannter und geschätzter Mann, war er eben jauchzend zur Fahne und schnell zu schönem Reitertod gekommen.

Unter Feuer kroch ein Braver der Kompagnie Schaumburg durch das Flußbett, um die Leiche des Offiziers zu bergen. Durch verstärktes Feuer der Japaner vertrieben, brachte er immerhin des Toten Waffen zurück.

Die Truppe hielt sich, bis sie nach Einbruch der Dunkelheit die Leiche des Gefallenen bergen konnte. Sie führte einen Kleinkrieg, in dem sie bis zum letzten Tag dem Gegner weder Lebende noch Tote und keinerlei Trophäen lassen wollte.

Morgens drückte der Feind stärker. Um günstigere Feuerwirkung zu erzielen, besetzte seine Infanterie den Tempel auf dem Mükuschan, aber räumte ihn schnell; als von der Bucht her die Geschütze von „S 90" in den Kampf traten.

Das Gefecht erſtarb. Ohne Kampf räumten die Unſeren Kutapu vor dem Drohen erdrückender Übermacht.

Mit dem hellen Geſang froher Marſchlieder, in den lant und ſelbſtbewußt der feſte Tritt der Braven hallte, ging die Kompagnie Schaumburg zurück in ihre Stellungen auf den Tſangkouer Höhen und Alarmbereitſchaft.

Während der gleichen Tage war das Gelände vor unserem rechten Flügel ein Schauplatz ähnlicher Kämpfe. Auf den Straßen über den Marschpaß und durch das Herzogin-Elisabeth-Tal beim Mecklenburg-Haus drückte der Gegner mit Infanterie so heftig gegen schwache Posten, daß unsere Leitung zu ahnen begann, dort vom Osten und nicht vom Norden, aus der Richtung seiner ersten Landung, werde der Feind den Angriff auf Tsingtau vorbereiten und ansetzen. Mit nur zehn Mann hielt Leutnant Below durch einen Tag und eine Nacht in zäher Verteidigung den Paß beim Mecklenburg-Haus, in das er nach neuer Munition schickte, wenn sein Häuflein sich verschossen hatte. Dem endlich zurückgehenden Posten folgte als letzter der Gefreite Zanzinger von der

berittenen Kompagnie. Allein, sah er sich plötzlich von den sechs gefällten Gewehren einer feindlichen Infanteriepatrouille umstellt. In gebrochenem Deutsch forderten die Japaner Zanzingers Waffe. Der augenscheinlich in der schönen Literatur und namentlich den Werken Goethes sehr bewanderte Gefreite antwortete mit dem Zuruf, den der Dichter Götz von Berlichingen in den Mund legte. Mit einem Hieb zog er zwei Japanern den begehrten Säbel durchs Gesicht und entkam im Galopp. Von den Geschossen, die ihm nachsausten, trafen drei Schulter, Hand und Hüfte. Im Lazarett genesen, durfte er spätere Kämpfe als Unteroffizier mitmachen.

Dem nachdrängenden Feind verlegte das Feuer der bei Han Ho stehenden Feldbatterie den Weg. Doch erreichte er mit den Spitzen seiner Infanteriekolonnen am 17. September die Wegegabel der Straße östlich von Litsun. Nicht nur die Batterie, sondern auch die bei Shat zy kou stehende Kom-

pagnie Hertzberg war jetzt in Gefahr, vom Gegner in der linken Flanke wie im Rücken gefaßt und abgeſchnitten zu werden. Auch hielten feindliche Kriegsſchiffe ſeit Tagesanbruch Shat zy kou unter Feuer. Batterie und Kompagnie wurden in vorbereitete rückwärtige Stellungen zurückgezogen, die Werke und Bauten von Shat zy kou geſprengt.

In dauernd naher und nächſter Fühlung mit dem Feind hielten unſere Truppen jetzt eine Stellung, etwa fünfzehn Kilometer lang, von Tſang Kou an der Kiautſchou-Bucht bis zum Kaiſerſtuhl am Gelben Meer.

Die Wirkung der feindlichen Artillerie hatte bei den Kämpfen Litſun erreicht und dort am 18. September das neue Waſſerwerk zerſtört. Als die Leitung verſagte, ſpürten die Tſingtauer den Ernſt des Kampfes, deſſen Lärmen ſie hörten. Das alte Waſſerwerk in der Stadt verſorgte ſie noch, aber nur für einige Tages-

Die Bucht von Tsingtau

Phot. R. Guschmann

und Leute in reißenden Fluten. Erſt am 12. September ſtießen die erſten Reiter ihrer Vorhut in der neutralen Zone auf unſere Außenpoſten. Eine weit nördlich des Schutzgebiets, jenſeits von Tſimo, auf ihren Ponies feindwärts trabende Patrouille der berittenen Kompagnie ſah die erſten kleinen Khakibraunen auf „zweiſtöckigen" Pferden, wechſelte mit ihnen Schüſſe und zog ſich vor anmarſchierender japaniſcher Infanterie auf die Stadt zurück. Am nächſten Tag mußte die Handvoll deutſcher Reiter Tſimo räumen. Am 14. September beſetzten die Japaner auch Kiautſchou am Weſtrand der gleichnamigen Bucht. Am 15. September verſuchten feindliche Reiter in chineſiſchen Kleidern den loſen Schleier unſerer Vorpoſtenkavallerie zu durchbrechen und fielen als erſte Tote des Kampfes.

In kleinen Scharmützeln den Gegner aufhaltend, zogen unſere Reiter ſich auf die Grenze des Pachtgebiets als Linie des erſten Widerſtandes zurück. Über ſie wieder hinaus führte ein Erkundungsritt mit zwanzig Reitern und zwölf Radfahrern am 16. September den Major Kleemann in die neutrale Zone. In der ſtürmiſchen Nacht vorher trabte die kleine Schar bis vor Lintſing, fand das Dorf vom Gegner beſetzt und lagerte im Regen hart unter ſeinen Gewehren. Bei Tagesanbruch brach ſie feuernd und hurrarufend mit herzhaftem Anlauf in den Ort. Des Gegners Reiter flohen. Nachſtoßend ſahen die Unſeren vom jenſeitigen Dorfrand zwei geſchloſſene Schwadronen den Ausreißern zu Hilfe reiten. Major Kleemann konnte ſie unter über-

raſchendes Feuer nehmen. Ihr Führer fiel. Leute ſtürzten. Die Schwadronen gerieten in grundloſen Moraſt und mußten ſich aus dem Staube machen. Beherzte Radfahrer wollten Gefangene greifen und rannten feindwärts. Doch packten die Japaner ihre Verwundeten in Haſt auf Pferde. Einen wohl ſchwer verletzten Kameraden, den ſie nicht bergen konnten, töteten ſie vor den Augen der Unſeren, nicht etwa mit einem Gnadenſchuß, ſondern mit Säbelhieben. Auch ſpäter bekundeten ſie ſtets den Wunſch, keine Gefangenen in deutſchen Händen zu laſſen. Vor unſeren Stellungen, den Ihren unerreichbar verwundete Offiziere ſtarben ohne Ausnahme von eigener Hand durch Revolverſchüſſe. Unbegreiflich iſt es nicht. Die Führer einer Armee, die lernend zu Füßen der unſeren ſaß und von ihr das geiſtige Rüſtzeug für den Kampf um Japans Machtſtellung in Aſien empfing, ſcheuten ſich wohl, als Gefangene in doppelter Scham

vor deutſchen Offizieren die Augen niederzuſchlagen.

Als bald dem Major eine feindliche Infanteriekolonne in Stärke von zwei Bataillonen im Marſch auf Lintſing gemeldet wurde, nahm er ſeinen kleinen Trupp hinter den Paiſchaho zurück. Einen ſchwer und einen leicht Verwundeten trug die tapfere Schar ins Stabsquartier mit.

Druck erzeugt Gegendruck.

Gegen Abend war zu ſpüren, daß der Feind den bei Kutapu an der Straße von Lintſing hinter der Grenze und dem trockenen Lauf des Paiſchaho wachenden kleinen Poſten überfallen wollte. Oberſtleutnant v. Keſſinger ſchickte die Kompagnie Schaumburg von Tſangkou zur Unterſtützung. Nach beſchwerlichem Eilmarſch traf ſie in ſtrömendem Regen vor Mitternacht ein. Der Feind regte ſich nicht. Die Kompagnie hatte morgens wieder den Rückmarſch in ihre Quartiere angetreten, als der in Ravinen und Bodenfalten

heranſchleichende Gegner den Poſten von drei Seiten anfiel. Nach hartnäckigem Widerſtand gelang es den Unſeren, mit ihren beiden ſchwer Verwundeten und allen Pferden aus dem Tempel von Kutapu zu entkommen. Ein Vorſtoß der Kompagnie Schaumburg nahm ſie auf und führte ſie wieder auf ihren Poſten. Der Feind verſchwand, wie er gekommen, in Ravinen, in Bodenfalten und dem hohen Kiauliang.

Die zähe Verteidigung von Kutapu ließ den Feind ſpüren, mit welcher Art Gegner er zu rechnen habe.

Durch einen Angriff mit ſtärkeren Kräften ſetzte er ſich am nächſten Tag von neuem in Beſitz des Poſtens.

Vierundzwanzig Stunden ſpäter warf die Kompagnie Schaumburg ihn nochmals heraus und über den Paiſchaho zurück.

Einigen Reitern der berittenen Kompagnie ſtürmte Leutnant d. R. Freiherr von Riedeſel als erſter durch das verſiegte Flußbett voran. Am jenſeitigen Rand durchſchlugen feindliche Geſchoſſe ſeine Schlagadern. Zwiſchen zwei Reihen heißer Gewehre verblutend, durfte er als erſter der Tſingtauer Feſtungsbeſatzung ſterben. Als

Legationssekretär unserer Gesandtschaft in Peking ein in China bekannter und geschätzter Mann, war er eben jauchzend zur Fahne und schnell zu schönem Reitertod gekommen.

Unter Feuer kroch ein Braver der Kompagnie Schaumburg durch das Flußbett, um die Leiche des Offiziers zu bergen. Durch verstärktes Feuer der Japaner vertrieben, brachte er immerhin des Toten Waffen zurück.

Die Truppe hielt sich, bis sie nach Einbruch der Dunkelheit die Leiche des Gefallenen bergen konnte. Sie führte einen Kleinkrieg, in dem sie bis zum letzten Tag dem Gegner weder Lebende noch Tote und keinerlei Trophäen lassen wollte.

Morgens drückte der Feind stärker. Um günstigere Feuerwirkung zu erzielen, besetzte seine Infanterie den Tempel auf dem Mükuschan, aber räumte ihn schnell; als von der Bucht her die Geschütze von „S 90" in den Kampf traten.

Das Gefecht erſtarb. Ohne Kampf räumten die Unſeren Kutapu vor dem Drohen erdrückender Übermacht.

Mit dem hellen Geſang froher Marſchlieder, in den laut und ſelbſtbewußt der feſte Tritt der Braven hallte, ging die Kompagnie Schaumburg zurück in ihre Stellungen auf den Tſangkouer Höhen und Alarmbereitſchaft.

Während der gleichen Tage war das Gelände vor unſerem rechten Flügel ein Schauplatz ähnlicher Kämpfe. Auf den Straßen über den Marſchpaß und durch das Herzogin-Eliſabeth-Tal beim Mecklenburg-Haus drückte der Gegner mit Infanterie ſo heftig gegen ſchwache Poſten, daß unſere Leitung zu ahnen begann, dort vom Oſten und nicht vom Norden, aus der Richtung ſeiner erſten Landung, werde der Feind den Angriff auf Tſingtau vorbereiten und anſetzen. Mit nur zehn Mann hielt Leutnant Below durch einen Tag und eine Nacht in zäher Verteidigung den Paß beim Mecklenburg-Haus, in das er nach neuer Munition ſchickte, wenn ſein Häuflein ſich verſchoſſen hatte. Dem endlich zurückgehenden Poſten folgte als letzter der Gefreite Zanzinger von der

berittenen Kompagnie. Allein, ſah er ſich plötzlich von den ſechs gefällten Gewehren einer feindlichen Infanteriepatrouille umſtellt. In gebrochenem Deutſch forderten die Japaner Zanzingers Waffe. Der augenſcheinlich in der ſchönen Literatur und namentlich den Werken Goethes ſehr bewanderte Gefreite antwortete mit dem Zuruf, den der Dichter Götz von Berlichingen in den Mund legte. Mit einem Hieb zog er zwei Japanern den begehrten Säbel durchs Geſicht und entkam im Galopp. Von den Geſchoſſen, die ihm nachſauſten, trafen drei Schulter, Hand und Hüfte. Im Lazarett geneſen, durfte er ſpätere Kämpfe als Unteroffizier mitmachen.

Dem nachdrängenden Feind verlegte das Feuer der bei Han Ho ſtehenden Feldbatterie den Weg. Doch erreichte er mit den Spitzen ſeiner Infanteriekolonnen am 17. September die Wegegabel der Straße öſtlich von Litſun. Nicht nur die Batterie, ſondern auch die bei Shat zy kou ſtehende Kom-

pagnie Hertzberg war jetzt in Gefahr, vom Gegner in der linken Flanke wie im Rücken gefaßt und abgeschnitten zu werden. Auch hielten feindliche Kriegsschiffe seit Tagesanbruch Shat zy kou unter Feuer. Batterie und Kompagnie wurden in vorbereitete rückwärtige Stellungen zurückgezogen, die Werke und Bauten von Shat zy kou gesprengt.

In dauernd naher und nächster Fühlung mit dem Feind hielten unsere Truppen jetzt eine Stellung, etwa fünfzehn Kilometer lang, von Tsang Kou an der Kiautschou-Bucht bis zum Kaiserstuhl am Gelben Meer.

Die Wirkung der feindlichen Artillerie hatte bei den Kämpfen Litsun erreicht und dort am 18. September das neue Wasserwerk zerstört. Als die Leitung versagte, spürten die Tsingtauer den Ernst des Kampfes, dessen Lärmen sie hörten. Das alte Wasserwerk in der Stadt versorgte sie noch, aber nur für einige Tages-

Phot. R. Guschmann

Die Bucht von Tsingtau

ſtunden. Später zertrümmerten Granaten auch das alte Werk. Durſtige mußten zum Brunnen gehen. Ein Bad wurde begehrter, aber ſeltener Luxus.

Der zähe Widerſtand, den der Feind abermals gefunden hatte, mahnte ihn zu Vorſicht. Für neue größere Angriffe wartete er auf Verſtärkungen, die er nun ungeſtört in der Wangodſchwang-Bucht am Gelben Meer landen konnte. Dort betraten am 23. September auch engliſche und indiſche Truppen unter General Barnardiſton in Stärke von etwa zwölfhundert Mann den Schauplatz des Kampfes. Die Kriegsgeſchichte wird von ihnen nicht ſprechen. Wie die Deutſchen im Platz bekundeten die Japaner draußen den tatenlos Zuſchauenden Geringſchätzung. Weit vom Schuß ſpielten ſie Fußball hinter der Front und durften den Japanern allenfalls Kulidienſte beim Sammeln und Schleppen von Holz tun. Das halbe Dutzend ihrer Renommiertoten ſtarb an Typhus oder

Ruhr, die während der Regenzeit die Reihen der Belagerungsarmee lichteten.

Nachricht von Landungen, die später auch bei Shatzykou stattfanden, und von allen Bewegungen des Feindes brachte Oberleutnant z. S. Plüschow, des Platzes einziger Flieger, ins Gouvernement. —

Zierlich, fast schmächtig von Gestalt, muß der junge Offizier bullenstark von Willen und Nerven sein. Mit waghalsigster Tapferkeit hat er kühle Ruhe, das junge Herz auf dem rechten Fleck und wie den geschmeidigen Körper seinen Kopf fest in der Hand. Drei Tage vor der Kriegserklärung an Rußland mit seiner Rumpler-Taube in Tsingtau eingetroffen, machte er sich der Verteidigung noch über Erwarten nützlich. Wohl half ihm das Glück, das ihn als einzigen Flieger hinter Tsingtaus Werke rief und auf seine Schultern eine Verantwortung legte, größer als sie andere seiner Kameraden der

Flugwaffe auf irgendeinem Kriegsſchauplatz zu tragen hatten.

Bei den erſten Aufſtiegen in Tſingtau erfuhr der junge Offizier, daß ſeine Rumpler-Taube zu ſchwer war, um in der dünnen aſiatiſchen Luft mit ihm auch einen Beobachter zu tragen. Allein flog er täglich zu den Wolken und über den Feind. Wenn es galt, japaniſche Batterien oder des Feindes Lagerplätze und Anmarſchſtraßen zu finden, um durch genaue Meldung der eigenen Artillerie Ziele zu weiſen, ſteuerte er ſeine Taube mit den Füßen. Die Hände griffen zu Notizbuch und Bleiſtift. Vor ihm lag die Karte. Dann mochte die Luftkarre wohin ſie wollte ſchwirren. Plüſchow hing den Kopf nach links heraus und ſchrieb oder zeichnete, bis ein ſteifes Genick ihn zwang, den Kopf nach rechts herauszuhängen. Läſſig griff er dazwiſchen einmal nach einer der Bomben, die er mit eigenen Händen aus Kaffee-büchſen, Dynamit und Schuhnägeln fertigte, und

ließ die Knallerbse plumpsen, um auch bei Bekämpfung des Feindes zu helfen. Viel Schaden tat sie dem Gegner nicht, aber Plüschow hatte Spaß dabei.

Wenn wenigstens seine Maschine in Ordnung gewesen wäre! Aber die Propeller fand er schon beim Auspacken zerbrochen. Er flog — wer glaubt es überhaupt? — mit neuen, die er von Chinesen mit Äxten ausschlagen ließ. Nach jeder Landung war es nötig, sie abzuschrauben und zu reparieren. Nie hatte der tapfere junge Seeoffizier in der Luft das sonst allein den Erfolg verbürgende Gefühl, daß er sich auf seinen Apparat verlassen könne. Aber doch weckten seine Leistungen in den Japanern den schließlich bis zu wahrnehmbarer Wut gesteigerten Wunsch, ihm den Garaus zu machen. Täglich nahmen Batterien seinen Flugplatz unter Feuer. Täglich begleiteten seinen Aufstieg Schrapnellwölkchen. So dicht hingen sie beieinander, daß ihre Bleikugeln wie Hagel

ſchloßen fielen. Täglich auch jagten ihn die vier Flieger des Feindes. Plüſchow ſchraubte ſich höher oder wehrte mit dem Armeerevolver ihre Angriffe ab. Jeden Abend mußte er die von Geſchoſſen durchlöcherten Tragflächen ſeiner Taube flicken laſſen. Jeder neue Morgen fand den Unverzagten wieder auf dem Flugplatz und lachend brachte er bald neue Meldungen von Wichtigkeit. — Hell tritt ſeine fröhliche junge Soldatengeſtalt ſogar aus dem lichten Glanz des Heldenkampfes der Viertauſend von Tſingtau heraus!

Den ſchon überaus vorſichtigen Anmarſch des Gros der Japaner verzögerte während der nächſten Tage vor dem linken Flügel unſerer Stellung das Feuer, mit dem „Jaguar“ (Kommandant: Fregattenkapitän Freiherr von Bodecker), „S 90“ und „Kaiſerin Eliſabeth“ die Anmarſchſtraßen belegten. Vielleicht darum entſchloß ſich der Gegner, etwa die Hälfte ſeiner Truppen weit vor unſerer Front nach Oſten zu ziehen und ſie vereint mit bald hinter dem Lauſchan landenden Verſtärkungen auf den beſchwerlichen Höhenſtraßen des Gebirges zum Angriff gegen die Feſtung zu führen. Geheimnis blieb das feindliche Vordringen gegen unſeren rechten Flügel dem Gouverneur nicht, denn in neuen Patrouillengefechten gelang es unſerer kleinen Reiterſchar, den Schleier

der feindlichen Kavallerie zu zerreißen. Am 21. September hatte die japaniſche ſich in Beſitz des Kletterpaſſes — an der gleichen Straße wie der Marſchpaß — geſetzt. Am 23. September ging der mit der erſten und vierten Kompagnie bei Hſia Ho und öſtlich davon ſtehende Major Anders zu einer gewaltſamen Erkundung vor, warf mit Reitern die feindliche Feldwache aus dem Paß und ſtieß mit der Infanterie bis in Sicht der feindlichen Kolonnen nach.

Als am 26. September Oberleutnant z. S. Plüſchow den Aufmarſch des durch Landungen in der Lauſchan-Bucht auf etwa fünfundzwanzigtauſend Mann verſtärkten Gegners gemeldet hatte, war unſere Stellung die folgende: Schykou und die Tſangkouer Höhen hielten unter Major Kleemann 2/D. M. D. 4/III. S. B., der Zug Gaul, die Maſchinengewehre und die M. F. B. Auf dem Paß der Litſuner Höhen ſtand der Zug Bier. Die Höhen zu beiden Seiten der Straße Litſun—Tan Schan

hielt hart südlich Lo Tschuen Tschien 3/O. M. O. Bei Hsia Ho standen unter Major Anders 1/O. M. O., 4/III. S. B. (ohne 1. Zug) und die Res. F. B. Tschang Tschien hielt Leutnant d. R. von Frieß mit zwanzig Reitern. Am Kaiserstuhl stand die Kompagnie Hertzberg mit einem vorgeschobenen Posten unter Oberleutnant Trendelburg in Shat zy kou.

Aus seinem Beobachtungsstand auf den Tsangkouer Höhen sieht Hauptmann Schaumburg um Mittag dieses 26. September auf dem fernen Mäkuschan chinesische Kulis mit Spaten bei der Arbeit. Der Feind hebt wohl Artilleriestellungen aus. Der neben dem Hauptmann durch das Glas spähende Leutnant Cordes meldet auf der Straße neben dem Hügel eine feindliche Kolonne. Neun Kompagnien und zwei Batterien glauben die Herren festzustellen. Meldung davon geht an Major Kleemann und bald sausen die Geschosse unseres kleinen Geschwaders aus der Kiautschou-Bucht zur Linken von Tsangkou in

den Feind. Die japaniſche Infanterie beſchleunigt ihren Marſch nach Oſten, aber hält, um Deckung zu ſuchen, in dem Dorf Lou ſchan hou drei Kilometer vor den Tſangkouer Höhen. Sofort ſprechen die Geſchütze unſerer Feldbatterie. Schrapnells platzen über den Häuſern und Granaten ſchlagen ein. Die Strohdächer brennen. Grimmig ſchmunzelnd ſieht Schaumburg auch aus dem hart umſtrittenen Tempel von Kutapu eine Feuerſäule ſchlagen. Die Chineſen flüchten in Scharen.

Schaumburg läßt in ſeinen Scheinbatterien Kanonenſchläge löſen und dreht ſich zu den Leuten: „Ganz anſtändige Kanonade, was, Kinder? Doch geht ein Gerücht, daß ſie in Frankreich lauter ballern!“

Lachend ſehen die Unſeren drüben feindliche Offiziere auf Orientierungsritten durch das Gelände galoppieren und in Gruppen auf Gipfeln halten. Ein japaniſcher Flieger ſchraubt ſich zu großer Höhe über die Stellung der Kompagnie

hinauf, ſchwenkt kehrt und geht hinter der feindlichen Front nieder.

„Jetzt dürfte es losgehen," ſagt Hauptmann Schaumburg. Bald krepieren hinter ihm vier Schrapnells über Handpferden der berittenen Kompagnie. Wahrſcheinlich hielt der Flieger die Ponies für Tiere der Artillerie. Schnell werden ſie zurückgeſchickt.

Die fünfte Nachmittagsſtunde kommt. Wie Hauptmann Schaumburg gewollt hat, nimmt der Gegner die Scheinſtellungen unter verheerendes Artilleriefeuer. In den wirklichen Stellungen liegen unſere Leute unbehelligt. Zu ihrem Ergötzen fliegen die Ofenrohre meterhoch in die Luft. Die Strohpuppen hopſen und tanzen zum Takt der Granatenmuſik.

Die Sonne ſinkt, aber noch im Dämmern iſt wahrzunehmen, daß der Gegner ſeine Infanterie für einen Nachtangriff vorſchiebt. Nach den letzten Meldungen einer Patrouille im Vorgelände

weiß Hauptmann Schaumburg vier Bataillone vor ſich. Um ſie aufzuhalten, entſchließt er ſich, ſeine Streitmacht von ganzen hundert Mann an den beiden zwei Kilometer voneinander entfernten Straßen durch ſeinen Abſchnitt zuſammenzuziehen. Am Weg von Tſangkou bleibt er mit achtzig Mann, zwei Maſchinengewehren und zwei Geſchützen. Die Schykou-Straße muß ein Feldwebel mit zwanzig Mann halten. Die Mitte der Stellung ſichern zwiſchen den Straßen zwei Gruppen von acht Mann unter einem Offizier gegen etwaigen Durchbruch.

Der Feind wartet die Dunkelheit ab und eröffnet das Feuer gegen acht Uhr abends. Mit ſeinen Granaten ſchlagen bald Infanteriegeſchoſſe in die Stellungen. Aber auch die Zwiſchenräume belegt der Gegner, denn er überſchätzt die Zahl der Unſeren wie bis zum letzten Tag die Ziffer der Verteidiger der Feſtung. Die Kompagnie kargt nicht mit Antwort, aber näher und näher kommt

der Feind. Heller und heller flammt es wie von vielen hundert Streichhölzchen aus der langen Reihe seiner Gewehre auf. Eine Patrouille bringt Nachricht, daß der Feind den rechten Flügel zu umfassen drohe. Auf Meldung davon nimmt Major Kleemann die Batterie zurück. Unter dem Schutz des knatternden Feuers der beiden Maschinengewehre ziehen die Geschütze ab. Die Maschinengewehre folgen, als der Gegner auf Sturmweite von den Schützen ist.

Hauptmann Schaumburg hat Befehl, den Kampf mit der blanken Waffe zu vermeiden. Des Gegners erdrückende Übermacht würde ihn zu einem vernichtenden machen, und die Unseren sollen sich für die Verteidigung der Hauptstellung in den fünf Infanteriewerken erhalten. Der Führer beginnt langsam abzubauen. In kleinen Gruppen läßt er seine Leute die Stellung räumen. Als letzter folgend, hat er um sich die zehn Beherztesten der Kompagnie und gibt Befehl, von

rückwärts oder aus der Flanke nachdrängende Gegner ohne Schuß mit Hurraruf anzugreifen. Unbeläſtigt erreicht er den Sammelplatz. In der Stellung beim Gaſthaus von Tſangkou erwartet die Kompagnie, Gewehr im Arm, einen neuen Morgen und Angriff.

Vor Tagesgrauen noch kommt Nachricht, der Gegner habe weiter rechts auch die Kompagnie Strantz zurückgedrückt. Nur der nach Inſtruktion auf ſein eigenes Urteil geſtellte Feldwebel an der Schykou-Straße ſteht im ſchwarzen Dunkel der Nacht noch als Keil vorn in der Brandung der vorflutenden feindlichen Angriffswelle. Patrouillen, die ihn rufen ſollen, ſtoßen auf Japaner, und jetzt zieht ein Befehl des Majors die Kompagnie auf die Höhen ſüdlich des Litſunfluſſes zurück. Im Marſch ſieht ſie vor ſich die mit Dynamit geſprengten fiskaliſchen Gebäude von Litſun unter Donnerkrachen in Flammenkegeln berſten. Lichterloh brennen die Trümmer, als

der Feind. Heller und heller flammt es wie von vielen hundert Streichhölzchen aus der langen Reihe ſeiner Gewehre auf. Eine Patrouille bringt Nachricht, daß der Feind den rechten Flügel zu umfaſſen drohe. Auf Meldung davon nimmt Major Kleemann die Batterie zurück. Unter dem Schutz des knatternden Feuers der beiden Maſchinengewehre ziehen die Geſchütze ab. Die Maſchinengewehre folgen, als der Gegner auf Sturmweite von den Schützen iſt.

Hauptmann Schaumburg hat Befehl, den Kampf mit der blanken Waffe zu vermeiden. Des Gegners erdrückende Übermacht würde ihn zu einem vernichtenden machen, und die Unſeren ſollen ſich für die Verteidigung der Hauptſtellung in den fünf Infanteriewerken erhalten. Der Führer beginnt langſam abzubauen. In kleinen Gruppen läßt er ſeine Leute die Stellung räumen. Als letzter folgend, hat er um ſich die zehn Beherzteſten der Kompagnie und gibt Befehl, von

rückwärts oder aus der Flanke nachdrängende Gegner ohne Schuß mit Hurraruf anzugreifen. Unbeläſtigt erreicht er den Sammelplatz. In der Stellung beim Gaſthaus von Tſangkou erwartet die Kompagnie, Gewehr im Arm, einen neuen Morgen und Angriff.

Vor Tagesgrauen noch kommt Nachricht, der Gegner habe weiter rechts auch die Kompagnie Strantz zurückgedrückt. Nur der nach Inſtruktion auf ſein eigenes Urteil geſtellte Feldwebel an der Schykou-Straße ſteht im ſchwarzen Dunkel der Nacht noch als Keil vorn in der Brandung der vorflutenden feindlichen Angriffswelle. Patrouillen, die ihn rufen ſollen, ſtoßen auf Japaner, und jetzt zieht ein Befehl des Majors die Kompagnie auf die Höhen ſüdlich des Litſunfluſſes zurück. Im Marſch ſieht ſie vor ſich die mit Dynamit geſprengten fiskaliſchen Gebäude von Litſun unter Donnerkrachen in Flammenkegeln berſten. Lichterloh brennen die Trümmer, als

die Kompagnie östlich des Dorfes Schuitschingkou Aufstellung nimmt. Dann geht blutrot die Sonne eines herrlich klaren Tages auf. Vorn und rechts hallt das Feuer aus Gewehren und Geschützen. Weiß wie Schneebälle hängen die Schrapnellwölkchen in der reinen Morgenluft. Lichtgrau wie Möwen fliegen zur Linken die drei flinken Fahrzeuge unseres Geschwaders über den glitzernden Wasserspiegel der Bucht, und deutlich sieht der Hauptmann des Feindes Kolonnen auseinanderspritzen, als das Feuer der Schiffe und der auf dem Kuschan stehenden Zwölf-Zentimeter-Batterie in sie schlägt. Des Gegners Vordringen stockt. Er sucht in den Ravinen Schutz, aber unsere Granaten platzen auch dort. Namentlich das Flankenfeuer der Schiffsgeschütze hat dem Angriff längs der Straßen von Tsangkou und Schykou ein Ziel gesetzt.

Gegen zehn Uhr vormittags kann Hauptmann Schaumburg in unerwarteter Freude den ver-

loren geglaubten Feldwebel umarmen. Bei einem Happen und Tropfen muß der Unteroffizier von den Abenteuern der Nacht erzählen. Auch er hatte, um des Gegners Vordringen zeitig zu gewahren, das Gelände vor der Stellung durch in Blechbüchſen brennendes Petroleum erleuchten laſſen. Eine Büchſe verloſch. Ein Mann ſchlich mit Petroleum und Streichhölzern nach vorn und ſtieß auf zwei mäuschenſtill vor dem Nahenden geduckte Japaner. Unſer Mann ſchoß ſie ab, zog das Seitengewehr, brach gemächlich die neue Petroleumbüchſe auf und ſorgte für beſſere Beleuchtung. — Kurz vor Tagesanbruch ſetzten drei feindliche Kompagnien ihren Angriff gegen den Feldwebel an. Der Schützenſchwarm lief auf eine Minengruppe. Als ſie aufflog, kam der Angriff zum Stehen. Unſere Sechzehn feuerten in die Zaudernden. Die drei Kompagnien gingen zurück. Vor einem neuen Sturmangriff mit lautem Banzaiſchrei mußte der Feldwebel weichen.

Ihm auf den Ferſen erklommen die Japaner die Höhe, die er gehalten hatte. Dort aus ihren eigenen Geſchützen einſchlagende Granaten nahmen ihnen die Luſt zu folgen.

Weiter nach Oſten drängte das Feuer unſerer Schiffsgeſchütze die Japaner. Bald konnte Hauptmann Schaumburg melden, daß ſie ſich anſchickten, den Litſun öſtlich vom gleichnamigen Dorf bei Tinglitſun zu beſchreiten. Auf Nachricht davon legte ſich draußen in der Bucht „Kaiſerin Eliſabeth“ ſo, daß ſie das Flußbett mit voller Breitſeite beſtreichen konnte. Sie war in Feuerſtellung, als die mit acht bis zehn Pferden beſpannten Geſchütze einer japaniſchen Batterie den Fluß durchfuhren. Hier hauten die Fünfzehn-Zentimeter-Granaten von fünf Geſchützen ein und zermalmten die Batterie zu Brei. Pferde und Protzen purzelten, Kanonen zerfielen zu Trümmern, während zürnend der tiefgrollende Baß der Salven durch die Landſchaft ſtrich.

Gegen Mittag rief ein Befehl des Kommandeurs der Landfront alle Truppen im Vorgelände in die Aufnahmeſtellung auf der zweiten Höhenkuliſſe vor Tſingtau zwiſchen dem Kuſchan an der Bucht und den Prinz-Heinrich-Bergen am Gelben Meer zurück. Vor dem rechten Flügel und der Mitte unſerer Front hatte der Gegner ſo ſtarke Kräfte entwickelt, daß ein Widerſtand der Leitung, aber darum nicht unſeren tapferen Truppen, von vornherein ausſichtslos ſchien. Schon um zwei Uhr früh war bei Oberſtleutnant Kuhlo Nachricht eingelaufen, daß der Feind auf allen Straßen Infanteriekolonnen vorſchiebe. Seine vorderſten Bataillone lagen aufgelöſt den Unſeren nur ſechshundert Meter fern auf den Kämmen und Kuppen des kahlen Hügel-

landes. Unterführer, die vom Nahen des Gegners hörten, ſtießen in der Dunkelheit der frühen Morgenſtunden vor. Bis zum Mittag noch blieb das Gefechtsfeld ein Schauplatz von Angriffen und Gegenangriffen. Um ſechs Uhr früh griff unſere ſchwere Feldhaubitzbatterie Böſe aus vorbereiteter Stellung im Dorf Kou Tſy und öſtlich davon die Batterie Modde in den Kampf. Auch die Geſchütze auf dem Bismarck- und Iltis-Berg beſtreuten die feindlichen Schützenketten und Reſerven. Um ſie zum Schweigen zu bringen, eröffnete unter Führung des engliſchen Linienſchiffes „Triumph“ die japaniſche Linienſchiffs-Diviſion das Feuer gegen den Bismarck- und Iltis-Berg. In Tſingtau klirrten Fenſter und zitterten Wände, während etwa achtzig der feindlichen 30,5-Zentimeter-Granaten niedergingen. Antwort gab Fort Hui Tſchuen Huk. Seine Geſchütze hielten die feindlichen Schiffe in Bewegung. Ihr einziger Treffer ſchlug in einen Schweine-

ſtall. Ein Granatſplitter riß dem Pferd des Chefs des Stabes vom Gouvernement, Kapitän z. S. Sachſer ein Bein weg. Splitterwirkung beſchädigte auch die Vorderwand des Garniſonlazaretts. Die Verwundeten wurden ins Prinz-Heinrich-Hotel getragen.

Auf den Befehl zum Rückzug gingen die Batterien Böſe und Modde noch zweimal in Aufnahmeſtellungen. Die Infanterie folgte in aufgelöſten kleinen Trupps nicht nur in gemächlicher Ruhe, ſondern faſt Gemütlichkeit. Wenn der Gegner folgte, warfen unſere Schützen ſich nieder und feuerten, bis das Nachdrängen der japaniſchen Übermacht zum Stehen kam.

Hier und da gehorchten die Unſeren nur zögernd dem Befehl. Die Bedienungsmannſchaft zweier in einem Gehölz verſteckten Maſchinengewehre ließ eine japaniſche Kompagnie vorbeimarſchieren und mähte ſie aus dem Rücken nieder. Der Zug Gaul an der Litſuner Straße und der

Zug Merck auf der Höhe zur Linken davon blieben vorn und erreichten die Aufnahmestellung erst als Verlorengeglaubte. In Gefahr, von links her vom Gegner umgangen und abgeschnitten zu werden, geriet auch der Posten bei Shat zy kou. Er wußte die Japaner schon hinter sich, als er ihrem Drängen von vorn wich und längs der Küste zurückschlich.

Am Nachmittag des anfänglich sonnig klaren 27. September verhängten trübe graue Wolken den Himmel. Vor der Front der Kompagnie Schaumburg lag das breite Tal des Litsun still und leer, bis der Feind durch leichten Nebel kleine Abteilungen vorschob. Geschickt wie Katzen krochen die Khakibraunen heran und sammelten in einem Waldstück beim gesprengten Wasserwerk von Litsun. Als Major Kleemann genug Japaner darin glaubte, ließ er das Gehölz von den jetzt auf dem Kuschan postierten beiden Zwölf- und Zehn-Zentimeter-Batterien beschießen. Ihre Wir-

kung dürfte gut gewesen sein, denn auf eine ruhige Nacht folgte hier für die Unseren ein stiller Morgen. Doch zur Rechten lärmte ohne Pause heftiger Kampf. Im sichtlichen Wunsch, die Unseren hinter ihre Werke zu werfen, trieb die japanische Leitung ihre von Kampf- und Marschtagen übermüdete Infanterie zu neuen Angriffen vor. Vor der Front der Peking-Kompagnie glaubte Hauptmann Schaumburg vormittags die Schützen eines dichten feindlichen Schwarms nicht unter Wunden, sondern in Erschöpfung umsinken zu sehen. Reserven schritten über sie hinweg. Frische Truppen drängten die Peking-Kompagnie zurück und brachen rechts von ihr in die deutsche Front. Sie war nicht nur von vorn aus nächster Nähe durch zehn-, ja mehrfache Übermacht bedroht. Über die Höhen hatten sich, von Chinesen geführt, japanische Abteilungen auch in den Rücken der Unseren geschlichen. Der Kommandeur der Landfront mußte den Befehl zum

Räumen der Stellung und zum Rückzug hinter das Haupthindernis, die Infanteriewerke, geben.

Die Kompagnie Schaumburg sprengte die beiden alten Bronzegeschütze und ließ ihre Trümmer auf dem Kuschan. Die anderen beiden Kanonen gingen mit der Feldbatterie zurück. Schallende Heiterkeit weckte unter den Leuten der Anblick einer längst erwarteten, aber gerade jetzt mit Munition für die gesprengten Geschütze eintreffenden Kulikolonne. Feindesaugen hatten die Chinesen wohl gesehen, denn bald barsten Schrapnells unter ihnen. Die Unseren glaubten, die Chinesen würden auseinanderstieben. Aber lachend schüttelten die Bezopften nur verwundert ihre Köpfe und trugen die Munition gewissenhaft nach Tsingtau.

Den hinter der Artillerie abziehenden Schützen folgten Japaner auf den Fersen. Als sie sich bei Szyfang in Laufschritt setzten, war die Lage ernst. Die Batterie Stecher protzte aus dem

Marſch auf der Landſtraße ab. Ein Zug der Kompagnie Schaumburg warf ſich als Deckung daneben. Der Batterieführer ließ den Feind auf vierhundert Meter heran. Dann riß ihn ſein Feuer auseinander und brachte das Nachdrängen zum Stehen. Neuen Mut faßten die Japaner, als hart vor dem Infanteriewerk 5, auf der Brücke über den Haipofluß, zwei Pferde eines Geſchützes ſtürzten. Wie Wieſel kamen die kleinen Khaki-braunen gelaufen und knallten wie Beſeſſene in den Knäuel. Die Kompagnie Schaumburg ſchwenkte kehrt und ſchritt zum Sturm. Ihn auszuführen war nicht nötig, weil der Gegner wich. Das Werk wurde bezogen und Feuer aus ihm ließ die Japaner verſchwinden. Noch einmal lebte der Kampflärm am ſpäten Nachmittag dieſes 28. September aus der Richtung der Prinz-Heinrich-Berge vor dem rechten Flügel auf. Dort hielt ſeit zwei Tagen Oberleutnant Grabow mit einem Offizier und ſechzig Mann den höchſten

Gipfel, das Adlerneſt, mit der Aufgabe, das Vorgelände und namentlich die Wirkung unſerer Batterien zu beobachten. Mit Proviant und Munition für längere Zeit verſorgt, ſollte er im Rücken des Feindes ausharren und durch Signale Meldungen ſchicken. Seine Leute lagen ausſpähend in Gruppen von fünf oder ſechs Mann auf Felsſchroffen. Die höchſte trug den Beobachtungsſtand des Führers. Wahrſcheinlich Chineſen hatten die Poſtierung den Japanern verraten. Schon am 27. September platzten Schrapnells über ihr. Während der Nacht zum 28. September umſtellte ein feindliches Bataillon den Gipfel, erkletterte vormittags die ſteilen Felshänge, umzingelte die einzelnen Gruppen und forderte unſere Leute zur Übergabe auf. Sie antworteten mit Feuer, mit Kolben und Bajonett. Als am ſpäten Nachmittag Oberleutnant Grabow verwundet und der Vorrat an Munition wie Proviant vom Gegner genommen war, wurde

die kleine Schar im letzten Kampf von Mann zu Mann überwältigt. Nur Unteroffizier Pauli ſchlug ſich mit elf Mann nach der Küſte durch und kam in die Werke. Die Gefangenen befragte in Tſunglitſun ein japaniſcher Offizier.

„Da wäre es faſt zu ſchlimmen Szenen gekommen," ſchreibt einer der Gefangenen aus Japan, „denn der japaniſche Hauptmann ſchien nicht zu wiſſen, daß ein deutſcher Soldat das Vaterland und die Kameraden nicht verrät."

Mit einem Verluſt von nur ſechs Toten und neunzig Verwundeten hatte die jetzt den Gürtel der Werke haltende Feſtungsbeſatzung dem Gegner das Vorgelände während der Kampftage vom 2. bis 28. September, alſo faſt für die Dauer eines Monats ſtreitig gemacht. Anfänglich Vermißte fanden ſich bald hinter den Werken ein. Im Bergland von den Ihren abgeſchnitten, hatten ſie ſich oft hungernd und durſtend unter Lebensgefahr lieber in den Platz der kommenden neuen Kämpfe geſchlichen, als das Brot der Gefangenſchaft zu nehmen. Einen jungen Unteroffizier, Diehl, fanden Kameraden bei einem der ſpäteren Ausfälle der unverzagten Beſatzung tot. Schwer verwundet, in einem Gehölz verblutend, hatte er auf den neben ihm liegenden Zettel mit letzter Kraft erkal-

tender Finger geſchrieben: „Ich ſterbe einen ſchweren Tod, aber ſterbe ihn gern für meinen Kaiſer.“

Nirgends überhaupt ſchlug heller, wärmer und reiner als fern der Heimat auf dem verlorenen Poſten in Tſingtau die Flamme deutſcher Soldatentreue aus für Kaiſer und Reich glühenden Herzen. Aber auch die Furcht vor Gott beſchlich Männer, die vor der Feinde Überzahl kein Zagen kannten. Oft trugen Radfahrer aus der Kampfſtellung einen zerknitterten Zettel zum Marine-Oberpfarrer Winter: „Der Seeſoldat X. bittet um das heilige Abendmahl.“

Der Gottesſtreiter ſtand an Tapferkeit den Königsſtreitern nicht nach. Wenn der Ruf kam, rollte er im Automobil hinaus, ob auch die Fahrt durch Eiſenhagel ging. Unter Feuer gab er in der Kampfſtellung das Sakrament. Dankbare Liebe des Mannes in Reih und Glied weckte die Art, wie er die Toten der Kämpfe beſtattete. In weiße Tücher gehüllt, ließ er ſie in das Grün

heimiſcher Tannen betten. Deutſch, obwohl auf aſiatiſcher Erde erblüht, waren auch die Blumen, die Kameradenhände auf die Gräber ſtreuten. Zu Sterbenden konnte der Pfarrer oft Verwandte ins Lazarett führen. Eine Mutter ſitzt am letzten Lager ihres Sohnes, ſtreichelt die ſchon kalte Stirn und betet:

„Chriſti Blut und Gerechtigkeit
iſt mein Schmuck und Ehrenkleid.“

Sie fragt: „Weißt du noch, wie es weiter geht, mein Kind?“

Der Sterbende röchelt:

„Damit will ich vor Gott beſtehn,
wenn ich zum Himmel werd' eingehn —“

Nach der nervenzermürbenden letzten Sturmnacht vor dem Fall der Feſtung ſpricht Feldwebel Bunge ſeine Leute an: „Singen wir das Lied: ‚Wir treten zum Beten‘ ....“

So war die tapfere Schar der Viertausend von Tſingtau von einer Frömmigkeit, die durch ein wahres Wunder Gottes ihren Lohn fand. Sie hatte in Erwartung der Kämpfe eintausendfünfhundert Gräber geſchaufelt, aber nur in zweihundertzwanzig davon harren gefallene Helden auf das Signal zum großen Appell.

Kein feindliches Artilleriefeuer folgte unseren Truppen in die Werke. Auch die Erwartung, daß der Gegner unverzüglich den Sturm ansetzen werde, erfüllte sich nicht. Kundschafter, Flüge des Oberleutnants Plüschow und Erkundungen bei nächtlichen Ausfällen stellten fest, daß der Gegner schwere Artillerie bewege, Gräben, Straßen und Schmalspurbahnen baue. Er leitete mit umständlicher Gründlichkeit eine planmäßige Belagerung des Platzes ein. Wenn im Lauf des nächsten Monats einer unserer Offiziere im Gespräch äußerte, daß die Stunde der Entscheidung nahe sei, lachten Kameraden ihn aus: „Nein, er ist erst auf Seite 78 unseres Leitfadens für den Belagerungskrieg."

So konnte noch jetzt nützliche Arbeit die Wider-

ſtandskraft der fünf Infanteriewerke und ihrer Verbindungsgräben mehren. Unter Oberſtleutnant von Keſſinger befehligten in der Stellung Oberſtleutnant Kuhlo den linken Flügel, Major Kleemann die Mitte und Major Anders den rechten Flügel. Mit je einem Stab von zwei bis drei Offizieren wohnten die Stabsoffiziere bei Beobachtungsſtänden hart hinter ihrem Abſchnitt. Telephondrähte waren von dort in die Bismarck-Kaſerne gelegt. Hier hatte wie das Gouvernement auch der Stab des Kommandeurs der Landfront Quartier bezogen. Oberleutnant Brinkmann war Adjutant des Oberſtleutnants. Hauptmann Ahlers verſah den Dienſt etwa eines Generalſtabsoffiziers. Hauptmann Bleyhöffer, bis zu Kriegsbeginn in der chineſiſchen Armee als Inſtrukteur tätig, war artilleriſtiſcher Berater. Hauptmann Berndt leitete die Pionierarbeiten. Kapitänleutnant Wittmann aber wirkte als Kommandeur der Landartilleriezentrale. In gemein-

Räumen der Stellung und zum Rückzug hinter das Haupthindernis, die Infanteriewerke, geben.

Die Kompagnie Schaumburg sprengte die beiden alten Bronzegeschütze und ließ ihre Trümmer auf dem Kuschan. Die anderen beiden Kanonen gingen mit der Feldbatterie zurück. Schallende Heiterkeit weckte unter den Leuten der Anblick einer längst erwarteten, aber gerade jetzt mit Munition für die gesprengten Geschütze eintreffenden Kulikolonne. Feindesaugen hatten die Chinesen wohl gesehen, denn bald barsten Schrapnells unter ihnen. Die Unseren glaubten, die Chinesen würden auseinanderstieben. Aber lachend schüttelten die Bezopften nur verwundert ihre Köpfe und trugen die Munition gewissenhaft nach Tsingtau.

Den hinter der Artillerie abziehenden Schützen folgten Japaner auf den Fersen. Als sie sich bei Szyfang in Laufschritt setzten, war die Lage ernst. Die Batterie Stecher protzte aus dem

Marſch auf der Landſtraße ab. Ein Zug der Kompagnie Schaumburg warf ſich als Deckung daneben. Der Batterieführer ließ den Feind auf vierhundert Meter heran. Dann riß ihn ſein Feuer auseinander und brachte das Nachdrängen zum Stehen. Neuen Mut faßten die Japaner, als hart vor dem Infanteriewerk 5, auf der Brücke über den Haipofluß, zwei Pferde eines Geſchützes ſtürzten. Wie Wieſel kamen die kleinen Khaki-braunen gelaufen und knallten wie Beſeſſene in den Knäuel. Die Kompagnie Schaumburg ſchwenkte kehrt und ſchritt zum Sturm. Ihn auszuführen war nicht nötig, weil der Gegner wich. Das Werk wurde bezogen und Feuer aus ihm ließ die Japaner verſchwinden. Noch einmal lebte der Kampflärm am ſpäten Nachmittag dieſes 28. September aus der Richtung der Prinz-Heinrich-Berge vor dem rechten Flügel auf. Dort hielt ſeit zwei Tagen Oberleutnant Grabow mit einem Offizier und ſechzig Mann den höchſten

Gipfel, das Adlerneſt, mit der Aufgabe, das Vorgelände und namentlich die Wirkung unſerer Batterien zu beobachten. Mit Proviant und Munition für längere Zeit verſorgt, ſollte er im Rücken des Feindes ausharren und durch Signale Meldungen ſchicken. Seine Leute lagen ausſpähend in Gruppen von fünf oder ſechs Mann auf Felsſchroffen. Die höchſte trug den Beobachtungsſtand des Führers. Wahrſcheinlich Chineſen hatten die Poſtierung den Japanern verraten. Schon am 27. September platzten Schrapnells über ihr. Während der Nacht zum 28. September umſtellte ein feindliches Bataillon den Gipfel, erkletterte vormittags die ſteilen Felshänge, umzingelte die einzelnen Gruppen und forderte unſere Leute zur Übergabe auf. Sie antworteten mit Feuer, mit Kolben und Bajonett. Als am ſpäten Nachmittag Oberleutnant Grabow verwundet und der Vorrat an Munition wie Proviant vom Gegner genommen war, wurde

die kleine Schar im letzten Kampf von Mann zu Mann überwältigt. Nur Unteroffizier Pauli ſchlug ſich mit elf Mann nach der Küſte durch und kam in die Werke. Die Gefangenen befragte in Tſunglitſun ein japaniſcher Offizier.

„Da wäre es faſt zu ſchlimmen Szenen gekommen," ſchreibt einer der Gefangenen aus Japan, „denn der japaniſche Hauptmann ſchien nicht zu wiſſen, daß ein deutſcher Soldat das Vaterland und die Kameraden nicht verrät."

Mit einem Verluſt von nur ſechs Toten und neunzig Verwundeten hatte die jetzt den Gürtel der Werke haltende Feſtungsbeſatzung dem Gegner das Vorgelände während der Kampftage vom 2. bis 28. September, alſo faſt für die Dauer eines Monats ſtreitig gemacht. Anfänglich Vermißte fanden ſich bald hinter den Werken ein. Im Bergland von den Ihren abgeſchnitten, hatten ſie ſich oft hungernd und durſtend unter Lebensgefahr lieber in den Platz der kommenden neuen Kämpfe geſchlichen, als das Brot der Gefangenſchaft zu nehmen. Einen jungen Unteroffizier, Diehl, fanden Kameraden bei einem der ſpäteren Ausfälle der unverzagten Beſatzung tot. Schwer verwundet, in einem Gehölz verblutend, hatte er auf den neben ihm liegenden Zettel mit letzter Kraft erkal-

tender Finger geſchrieben: „Ich ſterbe einen ſchweren Tod, aber ſterbe ihn gern für meinen Kaiſer.“

Nirgends überhaupt ſchlug heller, wärmer und reiner als fern der Heimat auf dem verlorenen Poſten in Tſingtau die Flamme deutſcher Soldatentreue aus für Kaiſer und Reich glühenden Herzen. Aber auch die Furcht vor Gott beſchlich Männer, die vor der Feinde Überzahl kein Zagen kannten. Oft trugen Radfahrer aus der Kampfſtellung einen zerknitterten Zettel zum Marine-Oberpfarrer Winter: „Der Seeſoldat X. bittet um das heilige Abendmahl.“

Der Gottesſtreiter ſtand an Tapferkeit den Königsſtreitern nicht nach. Wenn der Ruf kam, rollte er im Automobil hinaus, ob auch die Fahrt durch Eiſenhagel ging. Unter Feuer gab er in der Kampfſtellung das Sakrament. Dankbare Liebe des Mannes in Reih und Glied weckte die Art, wie er die Toten der Kämpfe beſtattete. In weiße Tücher gehüllt, ließ er ſie in das Grün

heimiſcher Tannen betten. Deutſch, obwohl auf aſiatiſcher Erde erblüht, waren auch die Blumen, die Kameradenhände auf die Gräber ſtreuten. Zu Sterbenden konnte der Pfarrer oft Verwandte ins Lazarett führen. Eine Mutter ſitzt am letzten Lager ihres Sohnes, ſtreichelt die ſchon kalte Stirn und betet:

„Chriſti Blut und Gerechtigkeit
iſt mein Schmuck und Ehrenkleid.“

Sie fragt: „Weißt du noch, wie es weiter geht, mein Kind?“

Der Sterbende röchelt:

„Damit will ich vor Gott beſtehn,
wenn ich zum Himmel werd' eingehn —“

Nach der nervenzermürbenden letzten Sturmnacht vor dem Fall der Feſtung ſpricht Feldwebel Bunge ſeine Leute an: „Singen wir das Lied: ‚Wir treten zum Beten‘ ....“

So war die tapfere Schar der Viertausend von Tsingtau von einer Frömmigkeit, die durch ein wahres Wunder Gottes ihren Lohn fand. Sie hatte in Erwartung der Kämpfe eintausendfünfhundert Gräber geschaufelt, aber nur in zweihundertzwanzig davon harren gefallene Helden auf das Signal zum großen Appell.

Kein feindliches Artilleriefeuer folgte unſeren Truppen in die Werke. Auch die Erwartung, daß der Gegner unverzüglich den Sturm anſetzen werde, erfüllte ſich nicht. Kundſchafter, Flüge des Oberleutnants Plüſchow und Erkundungen bei nächtlichen Ausfällen ſtellten feſt, daß der Gegner ſchwere Artillerie bewege, Gräben, Straßen und Schmalſpurbahnen baue. Er leitete mit umſtändlicher Gründlichkeit eine planmäßige Belagerung des Platzes ein. Wenn im Lauf des nächſten Monats einer unſerer Offiziere im Geſpräch äußerte, daß die Stunde der Entſcheidung nahe ſei, lachten Kameraden ihn aus: „Nein, er iſt erſt auf Seite 78 unſeres Leitfadens für den Belagerungskrieg.“

So konnte noch jetzt nützliche Arbeit die Wider-

ſtandskraft der fünf Infanteriewerke und ihrer Verbindungsgräben mehren. Unter Oberſtleutnant von Keſſinger befehligten in der Stellung Oberſtleutnant Kuhlo den linken Flügel, Major Kleemann die Mitte und Major Anders den rechten Flügel. Mit je einem Stab von zwei bis drei Offizieren wohnten die Stabsoffiziere bei Beobachtungsſtänden hart hinter ihrem Abſchnitt. Telephondrähte waren von dort in die Bismarck-Kaſerne gelegt. Hier hatte wie das Gouvernement auch der Stab des Kommandeurs der Landfront Quartier bezogen. Oberleutnant Beinkmann war Adjutant des Oberſtleutnants. Hauptmann Ahlers verſah den Dienſt etwa eines Generalſtabsoffiziers. Hauptmann Bleyhöffer, bis zu Kriegsbeginn in der chineſiſchen Armee als Inſtrukteur tätig, war artilleriſtiſcher Berater. Hauptmann Berndt leitete die Pionierarbeiten. Kapitänleutnant Wittmann aber wirkte als Kommandeur der Landartilleriezentrale. In gemein-

ſamer Arbeit mit Bleyhöffer und Ahlers, den Fußartilleriſten des Stabes, entwarf er die Feuerbefehle, deren Ausführung bei Tag und Nacht durch Belegen namentlich der Straßen im Vorgelände den Anmarſch der Japaner aufhielt und die Aufſtellung der Belagerungsartillerie wirkſam verzögerte. Mit Zuſtimmung des Gouverneurs ſtellte Kapitänleutnant Wittmann auch Batterien der Seefront in den Dienſt der Landfront. Namentlich die Batterien auf dem Bismarck-Berg konnten nach beiden Seiten wirken. Ferner unterſtützten „Jaguar“ und „Kaiſerin Eliſabeth“ das Feuer aus der Landfront und förderten es als ſeitliche Beobachter. Streng kontrolliert wurde der Munitionsverbrauch. Sparſamkeit war geboten, da der Platz gegen den Angriff eines Heeres und einer Flotte, einer ganzen kriegeriſchen Nation auch mit Material nicht genügend verſorgt ſein konnte. Ein Belagerungskorps von ſechzigtauſend Mann wußte die deutſche

Leitung jetzt vor den Werken. Neue Landungen von Artilleriematerial brachten die Zahl allein der ſchweren Geſchütze des Gegners auf etwa zweihundertfünfzig.

Auch die Beweglichkeit unſerer beiden Feldbatterien half, die Japaner dem Platz fernzuhalten. Die ſ. F. H. B. feuerte gemeinhin aus den beiden vorbereiteten Stellungen am Moltke-Platz und beim Quartier ihrer Mannſchaft in Tſung Tſia Wa. Aber häufig an anderem Ort auffahrend, feuerte ſie faſt täglich aus neuer Stellung. Gleich häufig verließ die M. F. B. ihre Stellung hinter der Frobel-Höhe. Nach dem Fall der Feſtung wollte darum kein japaniſcher Offizier glauben, unſere Leitung habe nur über eine Feldkanonen- und eine ſchwere Feldhaubitzen-Batterie verfügt.

Der Angriffsdrang der Beſatzung machte ſich ſchon am Tag nach dem Rückzug in die Werke dem Gegner wieder fühlbar. Im abendlichen

Dunkel des 29. September ſtießen aus den Infanteriewerken Offizierspatrouillen vor, um feſtzuſtellen, wie weit der Feind gefolgt ſei. Ihr Vordringen fand erſt an den japaniſchen Stellungen ein Ziel. Zwanzig Mann unter Führung des Vizefeldwebels Traut wurden mit dem Gegner handgemein und bahnten ſich mit dem Kolben ihren Rückweg in Werk 5. Vor unſerem linken Flügel lag dort der Gegner der Verteidigungsfront am nächſten auf dem Schuang Schan. Oberſtleutnant Kuhlo entſchloß ſich, den Hügel zu ſäubern und führte gegen neun Uhr abends am 2. Oktober die drei Kompagnien des O. M. D. zu einem Ausfall über die Haipobrücke. Jenſeits des Flußlaufes entwickelte er die erſte und zweite Kompagnie. Als Reſerve folgte die dritte rechts geſtaffelt. Batterien der Landfront und die Geſchütze des „Jaguar" wie der „Kaiſerin Eliſabeth" hielten Syfang und das Gelände hinter dem Schuang Schan unter Feuer. — Die Schützen

der beiden vorderen Kompagnien näherten ſich dem Feind zunächſt unbemerkt. Sie waren hart vor ihm, als er ſie mit Feuer überſchüttete. Ohne Antwort ſtürmten die Unſeren den Hügel mit dem Bajonett. Die Kompagnie Hertzberg ſchritt über die genommenen Gräben hinaus. Im Weitergehen geriet ſie in Nahfeuer japaniſcher Maſchinengewehre und wurde obenein aus dem Rücken von den eben überrannten Schützen beſchoſſen. Mit Graf Hertzberg fiel wohl mancher der vierundzwanzig Mann, die der Feldwebel am nächſten Morgen vermißt meldete.

Während des Kampfes im Vorgelände ſchlich eine japaniſche Infanterieabteilung an den das Werk 5 beſpülenden Haipo und verſuchte, in das Waſſerwerk einzudringen. Erſt die Rückkehr der drei Kompagnien aus dem Vorgelände machte dem Handgemenge ein nun ſchnelles Ende.

Sonſt bekundete der Gegner geringe Unternehmungsluſt. Erſt am Nachmittag des 6. Okto-

ber nahm das japaniſche Schlachtſchiff „Suwo“, unterſtützt vom britiſchen „Triumph“, das Infanteriewerk I am Ufer des Gelben Meeres unter Feuer. Ein Treffer riß einen tiefen Trichter ins Werkhindernis. Doch ließen die Japaner der Beſatzung Zeit, den Schaden wieder zu heilen. Nicht zu erſetzen war freilich der Feſſelballon, den die feindlichen Schiffsgeſchütze während der Beſchießung trafen. Immerhin konnte er mit unverletztem Beobachter niedergehen. Um den Feind zu täuſchen, ließ der Offizier am nächſten Morgen einen großen mit Gas gefüllten Beutel aufſteigen. Heftiger Sturm riß den Sack vom Tau und trieb ihn in die Ferne. Bei den zuſchauenden Tſingtauern weckte das Mißgeſchick ſchallende Heiterkeit. Überhaupt war die gute Laune der Bevölkerung wie Beſatzung der nun eng umſchloſſenen Feſte ungebrochen. Nachrichten von Siegen an den heimiſchen Fronten in Oſt und Weſt ließen Mißmut nicht aufkommen und

weckten unter den Bürgern den Glauben, Tſingtau werde ſich bis zum Tag des Friedens halten. Für Verbreitung der Depeſchen aus der Heimat ſorgte jetzt eine vom Gouvernement ins Leben gerufene Zeitung: „Die Tſingtauer Kriegsnachrichten“. Die Bürger erwarteten das Blatt abends im Klub beim Bier. Auch das Kaſino beſuchten noch dienſtfreie Offiziere, obwohl die Boys davongelaufen waren und der chineſiſche Koch zugleich als Kellner waltete.

Reich an Erfolg war eine am 9. Oktober von dem allen Tſingtauern wohlbekannten früheren aktiven Feldwebel Bunge ausgeführte Erkundung. Einſt Seeſoldat im dritten Bataillon, hatte er ſich ſchon in den Kämpfen des Boxeraufſtands hervorgetan und war nach dem Ausſcheiden aus der Truppe in Oſtaſien hängen geblieben. Mit einer Patrouille gelang es ihm, den ſtarken japaniſchen Poſten auf der Höhe 209,5 zu vertreiben und dann weit ins Land über die rückwärtigen Stellungen der Japaner zu ſehen. Öſtlich des Dorfes Hoyei ſtellte er vierundzwanzig Geſchützſtände, links daneben ſechzehn Geſchütze und bei Hotung zwei arbeitende Bataillone feſt. Kapitänleutnant Wittmann befahl für 5.30 Uhr nachmittags einen Feuerüberfall mit Sprenggranaten und

Schrapnells gegen die drei Ziele. Die Wirkung wurde als treffliche beobachtet. Der Gegner quittierte für unseren Erfolg am nächsten Tag mit heftiger Beschießung der Iltis-Berg-Batterien.

Am Sonntag den 11. Oktober gab die Nachricht vom Fall Antwerpens Anlaß zu einem stillen Freudenfest. Lauter Jubel hat sich in Tsingtau selten geäußert, aber immer erhellte die entschlossenen Mienen von Soldaten und Bürgern der Ausdruck zuversichtlicher Erwartung des endlichen Sieges deutscher Waffen. Vielleicht teilten die Japaner unsere Anschauung und empfanden darum den Wunsch, die Besatzung nicht zu erbittern. Am nächsten Tag zeigten Vizeadmiral Kato, Chef der Blockadeflotte, und Generalleutnant Kamio, Führer der Belagerungsarmee, dem Kapitän z. S. Meyer-Waldeck an, der Kaiser von Japan gebe den Nichtkombattanten eine letzte Gelegenheit, den Platz zu verlassen. Das Anheften der Mitteilung an die Anschlagstafel

blieb ohne Erfolg. Auf Zureden packten nur zwei Frauen ihre Koffer. Mit ihnen wollte der amerikanische Konsul abreisen. Auch eine Waffenruhe zur Bestattung der Toten im Vorgelände erbat der die Kundgebung des Mikado bringende japanische Parlamentär. Nachdem sie für den Nachmittag von 12.40 bis 4.20 Uhr bewilligt war, bestatteten die Japaner allein vor dem Schuang Schan an tausend gefallene Kameraden.

Am 13. Oktober vereinbarte Major von Kaiser als deutscher Parlamentär auf der Landstraße bei Tung Wu Tschia mit japanischen Offizieren, daß die beiden Frauen und der Konsul von einem deutschen Offizier zu den japanischen Vorposten geleitet und dort einem Offizier der feindlichen Armee übergeben werden sollten. Während der Verhandlung gab der japanische Hauptmann Yamada dem Major seine Karte mit einem herzlichen Gruß an Hauptmann Stecher, den Führer unserer Feldbatterie, und

verſicherte, daß er täglich für Leben und Geſundheit des ihm befreundeten Herrn bete.

Überhaupt bekundeten die Japaner während des Kampfes weit mehr ſoldatiſchen Anſtand als andere unſerer Gegner. Die Armee, die Schülerin der unſeren war, hat wohl wie von ihrem Wiſſen auch von ihrem Ritterſinn geerbt. Wo japaniſche Offiziere befehligten, hat die Beſatzung von Tſingtau über die feindliche Kriegführung nicht zu klagen gehabt. Soldatiſch vornehm war auch die Art, wie japaniſche Offiziere gefangenen Deutſchen gegenübertraten. Härten waren erſt zu ſpüren, als der Einfluß des engliſchen Geſandten in Tokio ſich geltend machte.

Als ſei die Aufforderung zur Abreiſe der Nichtkombattanten eine Warnung geweſen, daß nun des Kampfes wahrer Ernſt beginne, beſchoſſen die japaniſchen Linienſchiffe und der Engländer „Triumph" am nächſten Tag das Küſtenfort Huitſchuenhuk. Mit etwa ſiebzig 30,5-Zentimeter-

Granaten empfing es ſeine Feuertaufe, unter der weder Beſatzung noch Geſchütze Schaden litten. Das Fort allein hat während der Kämpfe als eigentliches Seefrontenwerk gewirkt, weil die feindliche Flotte gemeinhin außer Schußweite von der Küſte blieb. Gelegentlich konnte es gegen Torpedoboote feuern, und wenige Tage zuvor hatte Plüſchow gemeldet, ein beſchädigtes feindliches Boot ſei in der Bucht von Shat zy kou auf Strand geſetzt. Während heute, am 14. Oktober, Herren im Küſtenkommandeurſtand äußerten, das unter Staub, Rauch und Flammen verſchwundene Fort werde keine halbe Stunde mehr zu leben haben, gelang es Oberleutnant z. S. Haßhagen mit einem ſeiner Vierundzwanzig-Zentimeter-Geſchütze dem „Triumph" einen Volltreffer beizubringen. Mit Schlagſeite verließ der Brite die Bombardementsſtellung und fuhr zu zehntägiger Reparatur nach Nagaſaki. — Kapitänleutnant Herſing machte des Schiffes Daſein ein Ende, als er nach Voll-

bringen einer der rühmlichſten Leiſtungen des Seekrieges mit ſeinem U-Boot vor den Dardanellen eintraf und die herrliche Fahrt durch das Schießen einer Doublette krönte. — Nicht erſt aus unſeren Gebeinen werden die Rächer erſtehen!

Aber auch das kleine Geſchwader von Tſingtau war entſchloſſen, an der übermächtigen Blockadeflotte Vergeltung zu üben. Um ihr das Leben ſauer zu machen, lief in der Nacht zum 18. Oktober Oberleutnant Brunner mit „S 90" aus dem Hafen. Draußen ſtand vor des Feindes Linienſchiffen und Kreuzern eine Kette ſeiner Zerſtörer. Dreien mußte das Torpedoboot ausweichen. In hoher Fahrt dampfte es durch die Gefahrzone und kreuzte auf der Suche nach des Gegners großen Schiffen. Gegen ein Uhr früh ward eins in langſamer Fahrt auf Tſalientau geſichtet. Der Kommandant drehte auf parallelen Kurs und beſchloß den Angriff. Da der Himmel bewölkt und die Sichtigkeit kaum zwei Seemeilen

war, konnte er unbemerkt dem Gegner mit großer Fahrt aufdampfen und ſich vor ihm auf Steuerbordſeite legen. Als er mit der Batteriepfeife das Signal „Rohre Steuerbord“ gab, war das feindliche Schiff — ein Kreuzer von etwa hundert Meter Länge, mit einem Schornſtein und zwei Maſten — ſo deutlich zu ſehen, daß er auf das Anſtellen des Scheinwerfers verzichtete.

Auf achthundert bis tauſend Meter vom Gegner ſtellte der Kommandant den Maſchinentelegraphen auf „äußerſte Kraft voraus“. Die Nerven geſpannt und die Augen geweitet, ſtanden die drei Rohrmeiſter bei den Torpedorohren. Auf fünfhundert Meter vom Feind drehte der Kommandant mit Hartbackbordruder zum Schuß ab und gab Erlaubnis zum Feuern.

Das vordere Rohr wurde ſofort, das mittlere fünfzehn und das achtere zwanzig Sekunden ſpäter losgemacht, während das Boot im Abdrehen dem Gegner ſich auf dreihundert Meter näherte.

So wurde der Feind überraſcht. Erſt beim Aufblitzen des Schuſſes aus dem vorderen Rohr gaben ſeine Hörner, zu ſpät, ein Alarmſignal. Alle drei unſerer Torpedos hatten getroffen. Nach dem Aufſchlagen des letzten Torpedos ging vom Kreuzer eine Flammenlohe auf. Ein Donnerkrachen erſchütterte die Luft. Sprengſtücke von geborſtenen Granaten fielen ſo dicht um „S 90", daß die Männer an Bord glaubten, der Feind habe ſie mit allen Geſchützen zugleich unter Feuer genommen. In Wirklichkeit hatte der Treffer die Munition an Bord des Kreuzers entzündet. Das feindliche Schiff ſank ſchnell. Die Beſatzung war verloren. Aber das Donnerkrachen der Exploſion und das Auflodern der Flammenſäule hatte den Angreifer und ſein Glück den feindlichen Zerſtörern wie großen Schiffen in der Arkona-See und Shat zy kou-Bucht verraten. Bald meldete der F.-T.-Gaſt von ſtarkem gegneriſchen Funkenverkehr. Das Knattern

erzählte, der Rückweg nach Tſingtau ſei dem Torpedoboot abgeſchnitten. Der Kommandant entſchloß ſich zur Fahrt auf die hohe See, mit Kurs nach Süden. Der Gegner folgte. Noch unſichtbar, rief er durch Funkſpruch neue Streitkräfte heran, und um zwei Uhr dreißig Minuten ſchon kam vom Süden der erſte feindliche Kreuzer „S 90" entgegen. Unſer Schiffchen war umſtellt. Brunner muß zur Küſte fahren, dort ſeine Leute landen und das Boot durch Sprengung vernichten. Zum Marſch nach Schanghai aufbrechend, ſchickt er Meldung von ſeinem Handeln durch Funkentelegraphen an das Gouvernement.

Tſingtau ruft Hurra, als die Kunde von der Torpedierung des feindlichen Kreuzers kommt, aber die Leitung beklagt den Verluſt eines Fahrzeuges und des umſichtigen, tapferen Kommandanten, der ein unermüdlicher Helfer der Verteidigung war. Noch am Nachmittag wollen die Japaner die Verſenkung der „Takatſchio"

rächen. Ihre Linienschiffs-Division belegt die obere Iltis-Batterie mit Granaten, die anfänglich so kurz einschlagen, daß auf dem Meer vor der Küste ein Wäldchen von Wassersäulen steht. Tausende von toten Fischen werden auf den Ufersand gespült. Im Versuch, dem Ziel näherzukommen, gerät der Panzerkreuzer „Iwoma" auf eine Mine. Die anderen Fahrzeuge schicken Hilfe, und die Beschießung findet ein Ende. Brunner aber hat zum letztenmal bei der Blockadeflotte seine Karte abgegeben, denn kurz vor dem Auslaufen war es ihm noch geglückt, in dem von den Japanern schon sorgfältig abgesuchten Fahrwasser neue Minen zu streuen. Den Namen des Kapitänleutnants darf die Geschichte der Belagerung von Tsingtau als den eines der Bravsten vieler Braven nennen.

Noch liegt die Stille vor dem Sturm über Tſingtau. Der Herbſt bringt viel Regen und bannt die Bürger in ihre Häuſer. Manche beziehen ſchon den Keller, weil verirrte Granaten in die Straßen ſchlagen. Bei Tag wie Nacht trägt der Kampf ſein Echo in die Stadt. Namentlich aus den Infanteriewerken knattert ohne Unterlaß das Lärmen von Gewehrfeuer, weil die Beſatzungen die Pionierarbeiten der Japaner ſtören. Daß der Feind ſich auf fünfhundert Meter an die Stellung in Sappen heranbohrte, hören die Bürger, wenn Verwundete von der Kampffront kommen. Den Wagen, der die Schwerverletzten trägt, umringen die Leichtverwundeten. Arm in der Binde oder einen Verband am Kopf marſchieren ſie doch fröhlich

Offiziere und Mannschaft des deutschen Torpedobootes „S 90"

× Kapitänleutnant Brunner

singend in die Lazarette. Ärzte und Pflegerinnen staunen über der Leute gute Laune und Kampfeslust. „Wir müssen die Kugel herausschneiden, und das tut weh, mein Sohn," sagt der Doktor. „Schneiden Herr Stabsarzt man zu, aber in einer Woche muß ich wieder bei den Kameraden in der Front sein." Ein anderer lacht: „Verbinden dürfen Sie mich, Schwester, aber nur, wenn Sie mich gleich wieder laufen lassen." Der Donner der Geschütze grollt noch, wenn abends die Polizei zum Schließen und Abblenden der Fenster mahnt, und der Regen plätschert noch, wenn morgens die Hausfrau zum Einkauf geht. Ärgerlich feilscht neben ihr der unter Mantel und Hut von Schilfrohr vermummte Chinese. Er zetert, weil der Deutsche ihn Kartoffeln zu essen lehrte und jetzt sogar von den süßen des Landes nur noch wenig um viel Geld zu haben sind. Doch gibt es Reis genug, und auch junges Gemüse ist da. Freilich steigt der Preis, und auf manchen

Genuß, auf manche Gewohnheit müſſen Deutſche wie Eingeborene verzichten. Die Unſeren tun es freudig im feſten Glauben, daß dem Vaterland wieder ſchöne Tage kommen werden. Doch beginnen ſie allmählich zu ahnen, daß Tſingtau eine Beute des Feindes werden muß. Sie wähnen zu ſpüren, wie des Gegners Eiſenring enger und enger die Werke umſchließt. Darum iſt es faſt ärgerlich, daß ſie von den Kämpfen nichts ſehen können. Nur japaniſche Flieger bieten ihnen täglich das gleiche Bild des Krieges. Wenn ſie, den Kopf im Nacken, zum Himmel ſtarren, gleitet plötzlich ein lichter Silberfaden aus der Höhe herab. Ein Schweigen geſpannter und wohl auch ängſtlicher Erwartung fällt auf die neugierige Schar. Dann hallt irgendwo dumpf ein Donnerkrach, und bald kommt ein Junge gelaufen: „Beim Elektrizitätswerk hat's eingeſchlagen!“ Wenn von Land oder See her Geſchütze donnern, geht der Bürger auf ſein

Hausdach. Er hat gelernt, die hohen Fontänen von gelbem Sand oder weißem Wasserstaub mit mehr Neugier als Furcht zu bewundern. Namentlich die von den Japanern endlich hinter dem Kuschan postierte Batterie bietet den Tsingtauern Unterhaltung. Um „Jaguar" und „Kaiserin Elisabeth" zu treffen, richtet sie ihr Feuer gern auf die Bucht. Immer in Bewegung, weichen die Schiffe den Fontänen aus. Oft scheinen sie durch ein Wäldchen weißer Baumstämme zu fahren. Von ihren Breitseiten blitzen Flammen auf und graue Rauchflammen kriechen träge über das Wasser der Bucht, denn sie wollen die Antwort nicht schuldig bleiben. Abends beim Spaziergang freuen sich namentlich die Kinder des Feuerwerks und klatschen in die Hände, wenn vorn an der Landfront und zur Rechten auf dem Meere Blitze das Dunkel erhellen. Doch Bilder der Zerstörung wecken auch Wehmut. Die Beschießung der Batterien auf dem Bismarck-Berg hat die

Grabhügel im Kirchhof umgepflügt. Der Krieg will sein Lärmen sogar unter die Erde, in die Grüfte der Toten tragen, und an den Himmel hat er sein Wahrzeichen, den Kometen, gestellt.

Offiziere kommen nur noch selten in die Stadt, denn Meldung ging ein, daß der Feind seine Belagerungsgeschütze in Stellung brachte. Aber wenn einer zu Fuß oder im Automobil durch die Straßen hastet, bietet er lachenden Auges den Begegnenden einen frohen Gruß. Auch der stille Gouverneur ruft ein freundliches, tapferes Wort, wenn er die Hand zur Mütze hebt.

Draußen heischen die das Vordringen des Gegners beobachtenden nächtlichen Patrouillengänge mehr Opfer als früher, aber bei Tage scheint unser stets fröhlicher Mann in Reih und Glied beim Warten auf den Sturm zum Dichter zu werden:

„Ach die Löhnung, ach die Löhnung,
Wenn doch nur die Löhnung käm'"

seufzt einer in vier Strophen.

Unter der Überschrift „Hallo, Posten, hab acht!“ singt ein anderer:

„Der Regen prasselt, der Windstoß gellt,
Die Japse schleichen wie Katzen im Feld.
Sie kauern, sie gleiten wieder voran,
Ein Sprung noch, und wir sind Mann an Mann.
Hallo, Posten, hab acht!“

Das Lied einer Kompagnie besingt den Kommandeur der Landfront:

„Der Kessinger sprach bei Tschan schan da rechts:
Wen stell' ich dahin für den Fall des Gefechts?“

Natürlich ist's die eigene brave Kompagnie, die der Oberstleutnant in die Lücke stellt.

Während des 26. und 27. Oktober richteten die japanischen Blockadefahrzeuge und Landbatterien das erste allgemeine Feuer gegen unsere Werke und Batterien. Für eine Stunde des zweiten Tages lag namentlich der Iltis-Berg unter einer Decke von Rauch und Feuer, doch nur ein Volltreffer beschädigte leicht die Betondecke.

Gegen Abend hörte die Beſatzung brennenden Auges den Allerhöchſten Dank für ihr tapferes Ausharren. Aus dem Großen Hauptquartier drahtete unſer Kaiſer:

„Mit mir blickt das ganze deutſche Vaterland voll Stolz auf die Helden von Tſingtau, die getreu dem Wort des Gouverneurs ihre Pflicht erfüllen. Seien Sie alle meines Dankes gewiß.

Wilhelm, I. R.“

„Ein Gefühl tiefer dankbarer Rührung überkam uns,“ ſchreibt einer der Belagerten, „als wir erfuhren, daß unſer Kaiſer, der an ſo Vieles und Wichtiges zu denken hatte, doch an ſein fernes kleines Tſingtau noch dachte.“ Weit in die Stellungen des Feindes hinein klang aus den Werken das „Hurra“ der Truppe. Es rief jubelnd den Dank belohnter Soldatentreue, aber gab entſchloſſen auch das Verſprechen neuer Pflicht-

erfüllung bis zur letzten Patrone! Gehobenen Mutes hielt die Besatzung durch zwei neue Tage einer noch heftigeren Beschießung von der See- und Landseite stand. Bisher war der Kampf von Soldaten gegen Soldaten, von Werken gegen Werke und von Batterien gegen Batterien geführt. Nur verirrte Granaten fielen in die Stadt. Jetzt wurde auch sie ein Ziel des feindlichen Feuers. Auf das Elektrizitätswerk, das Artilleriedepot, auf fiskalische Bauten und auf Häuser, die der Gegner von Truppen belegt glaubte, richtete er seine Geschütze. Der Eisenhagel ging auch auf die Wohnungen von Bürgern nieder. Sie kauerten in den Kellern, und es war so leer wie still in den Straßen von Tsingtau, als heute ein japanischer Flieger Pakete abwarf. Die ersten Neugierigen fanden Zettel in den Papierhüllen. Eine Proklamation des japanischen Befehlshabers wollte zur Festungsbesatzung sprechen:

„An verehrten Herrn Offizieren und Mannschaften in Festung.

Es dürfte dem Gotteswille wie der Menschlichkeit entgegenwirkend sein, wenn man die noch nicht ausgenützten Waffen, Kriegsschiffe und sonstigen Baulichkeiten ohne taktischen Anspruch zu haben, zu Grunde richten würde, und zwar bloß aus der eifersüchtigen Absicht darauf, daß in die Hände der Gegner fallen werden. Obwohl wir bei Herren die Ritterehre schätzenden Offiziere und Mannschaften es gewiß glauben können, so eine Gedankenlosigkeit keineswegs zu verwirklichen, erlauben wir uns jedoch die oben Erwähnten als unsere Meinung zum Ausdruck zu bringen.

Belagerungsarmee und Kommandant."

Unsere Truppen verlebten beim Lesen des bald in die Werke getragenen Schriftstücks einen Abend unendlich viel vergnügter, als sie ihn nach der schweren Beschießung erwartet hatten. Die

Mienen der Führer aber härteten ſich nach flüchtiger Heiterkeit. Des Gegners Proklamation ſagte ihnen, daß er die Feſtung ſturmreif glaube. Noch einmal ließ er den Hammer ſeines Artilleriefeuers für achtundvierzig Stunden auf die geprüfte Feſtung fallen. Japaniſche Landbatterien beſchoſſen das desarmierte und unbemannte Kanonenboot „Tiger“, das in die Bucht geſchleppt war, um das feindliche Feuer von „Kaiſerin Eliſabeth“ und „Jaguar“ abzulenken. Geſchoſſe ſchwerſten Kalibers zerſtörten in der Werft den Kran und das Schwimmdock. Ein Volltreffer fiel gegen Abend in die Batterie 15 und verwundete mit dem tapferen Kommandanten, Fregattenleutnant Beyerl, ſechs Mann an Geſchützen der „Kaiſerin Eliſabeth“. Gegen halb acht Uhr verlöſchte eine japaniſche Granate das elektriſche Licht in der Stadt. Im Dunkel ihrer Keller erwarteten die Tſingtauer den Sturmangriff des Feindes noch während der Nacht.

Um acht Uhr verſagte die Waſſerleitung, weil das Werk getroffen war.

Der Stab des Gouvernements ſitzt im Keller unter der Bismarck-Kaſerne verſammelt. Auch hier wird die Stunde der Entſcheidung nahe geglaubt. Aber die Herren von der Artillerie heben zuverſichtlich blickende Augen von dem Blatt Papier, auf das ſie Ziffern ſchrieben. Noch iſt an Munition genug vorhanden, um einen Sturmangriff zu bekämpfen und hoffentlich abzuſchlagen. Das Telephon klingelt. Oberleutnant Brinkmann ſchreibt die eingehenden Meldungen nieder und berichtet dem Gouverneur. Die Infanteriewerke, die unter früherer Beſchießung wenig litten, müſſen danach als nahezu zerſtört gelten. Neues Anklingeln bringt die Nachricht, daß die Petroleumtanks brennen. Ein Herr tritt ans Fenſter. Wie ein breiter Turm von Licht und Feuer ragt eine rieſenhohe Flammenſäule zum Himmel. Bis in den nächſten Tag ſteht in klarer

ſtiller Luft der ſchwelende Rauch wie ein ungeheurer Pilz über der Stadt.

Unterdeſſen klingelt die Bismarck-Batterie an. Eine Achtundzwanzig-Zentimeter-Haubitze iſt durch die Beſchießung außer Gefecht geſetzt. Während der Lärm der Kanonade ins Zimmer hallt, ſitzt der Stab zu einem ſpäten Abendeſſen nieder. Ein Donnerkrachen läßt Teller und Gläſer auf dem Tiſchtuch tanzen. Die Kaſerne ſcheint in Trümmer zu fallen. Bald meldet eine Ordonnanz, die oberen Stockwerke ſeien von der Granate durchſchlagen. Doch der Flur im Erdgeſchoß zu Häupten der Herren iſt mit Sandſäcken und Eiſenplatten belegt. Unter ähnlichem Schutz verbringen die Verwundeten in den Lazaretten und die Bürger in ihren Wohnungen den Abend. Bis tief in die Nacht hört der Gouverneur von den Truppen, die Gewehr im Arm alarmbereit liegen. Infanteriewerk 3 meldet, daß die Japaner fünfzig Meter vor dem Hindernis ſind. Alle Werke

werden dauernd mit Schrapnellkugeln beſtreut. Doch um Mitternacht ſchallt noch einmal dröhnendes Lachen um den Tiſch des Gouverneurs. Kapitänleutnant von Bechtolsheim bringt von der Front eine den Unſeren zugeworfene Anſichtspoſtkarte mit. Hauptmann Yamada hat wieder an Freund Stecher gedacht und ſchreibt: „Herzlichſten Gruß im Kriege, den wir nie geträumt haben. Gott bewahre meinen Freund. Hauptmann Yamada.“

Der Glaube der Tſingtauer, daß die Japaner die Werke ſturmreif wähnten, war kein irriger. Doch ſollte der Belagerer die Widerſtandskraft der Verteidigung unterſchätzt haben. Am trüben grauen Sonntagvormittag des 1. November gönnte er den Unſeren leidliche Ruhe. Trotzdem fehlte in der Tſingtauer Kirche zum erſtenmal das Militär. Pfarrer Winter predigte nur Bürgern. Als ſie aus dem Gotteshaus traten, ſchwoll die Kanonade zu lauterem Lärmen an. Aus allen Feuerſchlünden ſchien der Gegner die notdürftig ausgebeſſerten Infanteriewerke zu bewerfen. Nicht ohne Erfolg verſuchte er namentlich die Feuerlinien und die Haupthinderniſſe zu zerſtören. Nachmittags beſtreute er die Signalſtation und die Hänge ihres Hügels. Granaten durchſchlugen

den Turm. Eine riß die Reichskriegsflagge bis auf einen Zipfel mit. Matroſen ſtritten um die Ehre, wer unter Feuer eine neue hiſſen ſolle. Ein Wagehals kletterte hinauf und bald war unſer Fähnlein von neuem an die Stange gebunden. Das wehende Tuch grüßte der hell und froh ins Granatenkrachen hallende Geſang:

„Stolz weht die Flagge ſchwarz-weiß-rot.“

In Erwartung des Sturms ſank die Nacht. Aber erſt gegen zehn Uhr löſte ein Fernſpruch vom Infanteriewerk 4: „Der Feind greift an“ die lähmende Spannung im Geſchäftszimmer des Gouvernements.

Das Detachement Sachſſe — Matroſen der verſenkten Schiffe — rückt im Laufſchritt als Reſerve hinter das Werk. Ehe es eingreifen kann, meldet der Werkkommandant, der Angriff ſei abgeſchlagen. Um Mitternacht bricht ein zweiter unter dem Feuer ſeiner Gewehre zuſammen. Mit ihrem Geknatter verklingt draußen der Donner

der Kanonen. Des Morgens kleinzifferige Stunden bringen Ruhe.

Der zweite November tagt klar. Die Japaner haben ſich über Nacht auf der ganzen Front dem Hindernis nähergegraben und unſere Geſchütze aus guten Gründen geſchwiegen. Erſt nach Sonnenaufgang verſucht ihr Feuer, den Gegner in ſeinen neuen Stellungen zu erſchüttern. Oberleutnant Maurer, der aus der Iltis-Batterie die Front der feindlichen Infanterie überblickt und ihre Bewegungen darum täglich für das Gouvernement in eine Karte zeichnet, muß heute den langen roten Strich überall fünfzig bis hundertfünfzig Meter vor dem blauen ziehen. Alſo nur wenig Gelände bleibt dem Gegner noch zu überwinden. Wann es gelingen wird, iſt lediglich Frage der Zeit. Wohl hat unſere Artillerie mit der Munition ſparſam gewirtſchaftet, aber vormittags geht ihr karger Vorrat mehr und mehr auf die Neige. Der Platz wird bald wehrlos

unter den zweihundertfünfzig ſchweren Geſchützen des Gegners liegen. Darum müſſen „die verehrlichen Herren Offiziere aus eiferſüchtiger Abſicht“ an die Vernichtung von kaiſerlichem Beſitz und Material denken. Die Werkſtätten der Werft gehen in Flammen auf. Schwimmdock und „Kaiſerin Eliſabeth“ finden ein Wellengrab. Der große Hundertfünfzig-Tonnen-Kran, ein Wahrzeichen von Tſingtau, bricht im Rauch einer Dynamiterploſion zuſammen.

Unterdeſſen hämmern die japaniſchen Geſchütze von Land und See her ſo heftig an unſere Werke, daß die unter ſchwerem Feuer der Blockadeflotte ſtehenden Geſchütze von Fort Huitſchuenhuk doch der See den Rücken kehren und den Kameraden in der Landfront Hilfe bringen müſſen. In den vierundzwanzig Stunden bis zum nächſten Mittag ſchlagen zweiundneunzig ſchwere Treffer in das Fort. Davon liegen einundfünfzig hart bei den Geſchützen und Kom-

mandoſtänden. Ein Blindgänger kracht durch die Decke von Turm 5. Das Krepieren der Granate hätte kein Mann der Beſatzung überlebt. Den Erdboden umpflügend, zerſtören feindliche Geſchoſſe die zwei Meter tief liegende Telephon- und Waſſerleitung. Das Werk iſt ein Trümmerhaufen, als der Befehl kommt, den letzten entbehrlichen Mann zur Abwehr des erwarteten Sturms in die Landfront zu ſchicken. Befehl iſt Befehl. Achſelzuckend ſchickt der Kommandant die Hälfte ſeiner Leute mit einem Abſchiedswort an den linken Flügel unſerer Stellung hinter dem Moltke-Platz. Für die Zurückgebliebenen beginnen Stunden ſchier über Menſchenkräfte gehender Arbeit. In der Nacht haben ſie nicht geſchlafen, aber müſſen ohne Ablöſung wie ohne Unterlaß feuern. Der gegen die Rohre wehende Sturm drückt nach jedem Schuß den Rauch in Türme wie Batterien und beizt die geröteten Augen im ſchweißtriefenden Geſicht des Kanoniers bis zum Tränen.

Beim Öffnen des Verſchluſſes der alten Vier-undzwanzig-Zentimeter-Kanonen aus den Taku-Forts ſchlagen ſengendheiße Stichflammen von zwei Meter Länge nach hinten. Aber wie Mauern ſtehen die Leute durch den langen ſchweren Tag in der Hölle. Rauchbinden um den Mund und naſſe Lappen um den Kopf arbeiten ſie halbnackt bis zum Umfallen. Wenn Kameraden einen Ohnmächtigen wecken, taucht er den Kopf ins kalte Waſſer eines Eimers, trinkt einen Schluck Kaffee und tritt wieder zum Geſchütz. Der Stolz auf ſolche Leute läßt des Führers Augen brennen. Wie aus einem Guß ſcheint ſeine Batterie — von Stahl Kanonier und Kanone! — Als er mit anerkennendem Wort eine kurze Feuerpauſe befiehlt, reißen die Leute die Binden vom Mund und ſingen ein Lied vom Vaterland. Unter Eiſenhagel verlebt ſo die Batterie den Tag und ohne Schlaf die zweite der Nächte, die gleiches Feuer, gleiche Arbeit bringen.

Die Beſchießung dauert fort. Auch in der Nacht zum 3. November treiben die Japaner Gräben wie Stollen vor und gelangen jenſeits des Haipo unter die Mauern des neulich umſtrittenen Waſſerwerks. In das Blockhaus 5 beim Werk 5 dringen ſie ſchon ein. Die Beſatzung kann das Gebäude noch ſprengen und ins Werk kriechen.

Weniger erfolgreich iſt die Arbeit der Japaner in der Nacht zum 4. November. Aus den Werken jetzt auch in der Dunkelheit ſichtbar, ſind ſie ſtändig unter Gewehrfeuer zu halten. Sparſam, aber wirkſam verbraucht unſere Artillerie ein gut Teil vom Reſt ihrer Munition gegen das Gelände vor dem Haupthindernis namentlich der Werke 3 und 4, weil dort der Gegner den Durchbruch zu planen ſcheint. Gegen die Erwartung der Unſeren ſetzt er ihn noch nicht an, aber mit unverminderter Heftigkeit fällt ſein Feuer während des ganzen 4. November und der nächſten Nacht. Am Morgen des 5. weckt der Telephonoffizier den Gou-

verneur mit der Meldung, der Feind sei in das Wasserwerk am Ufer des Haipo gedrungen. Dann bittet Werk 1 um Artillerieunterstützung, die nicht mehr gewährt werden kann, und ein Fernspruch aus Werk 2 berichtet: „Der Gegner hämmert mich mit Achtundzwanzig-Zentimeter-Mörsern ab."

Es geht zu Ende. —

Die Japaner liegen überall vor dem Hindernis. Ihre Pioniere haben den Stacheldraht durchschnitten. Von Land wie See her brüllen ihre Geschütze, und, ohne zu antworten, können auch unsere Seefrontbatterien wieder nur das Gelände vor den Werken 3 und 4 belegen. Noch immer geht dort der feindliche Eisenhagel am dichtesten auf unsere Stellung nieder. Um 2.30 Uhr nachmittags meldet Oberleutnant Ramin: „Das Werk (3) ist zu Trümmern zerschossen, ein Werkhindernis gibt es nicht mehr, die Feuerlinie ist zerstört, Kaserne hält noch, alles andere, auch Dynamitkammer, habe ich mit Inhalt vernichtet. Ich halte das Werk."

Er hält es mit den zweihundert Mann, die jedes Werk als Besatzung hat, und jetzt, da wir

ihn unter dem Eisenhagel geduckt hinter einer Mauer kauern glauben, greift er zu Tinte und Feder. Der Kriegsfreiwillige Voskamp ist eben gefallen. Dem Vater, der als Missionssuperintendent in der Stadt wohnt, schreibt der Werkkommandant im Krachen der auf und neben der Kasematte berstenden Granaten einen Brief:

„In dem langaufgeschossenen, schmächtigen jungen Soldaten, der so knabenhaft aussah, lernte ich einen außergewöhnlich mutigen Kämpfer kennen, der sich oft freiwillig zu schweren Posten meldete."

In gleicher Stunde richtet auch aus der Bismarck-Kaserne der Mann, an dessen Ohr ohne Pause Meldungen vom Näherschreiten des Unheils klingen, der Gouverneur, der mit allen Sorgen einer Festung die Verantwortung für ihr Schicksal trägt, an den seines Sohnes Beraubten einen Brief mit Worten wärmsten Mitgefühls. Deutsche Offiziere!

Die Mannſchaft iſt der Führer wert. Das Ende des faſt ſchon zweckloſen Kampfes und wahrſcheinlich des eigenen Lebens vor Augen, bleibt unerſchüttert ihre harte Entſchloſſenheit, Graben oder Werk bis zur letzten Patrone zu halten, und ihre freudige Hingabe an den Dienſt. Mehr als eine Telephonleitung iſt von Geſchoſſen zertrümmert, aber ohne Unterlaß laufen wie ſonſt beim Gouvernement Meldungen vom Stand des Gefechts ein. Den Offizieren des Stabes ſcheint es ein Rätſel, wie die Träger von Meldekarten ihren Weg durch den Regen von Blei und Eiſen finden. Keuchend, aber lachend, kommen ſie mit vom Laufen geröteten Wangen. Schmunzelnd machen ſie ſich über den Teller, der ihnen reichlich gefüllt wird, und gehen vergnügt zurück in die Gefahr. Um 8.15 Uhr abends hallt von Werk 4 ungewöhnlich lautes Knattern von Infanteriefeuer und Maſchinengewehren. Es wäre nicht unmöglich, daß der Feind das Werk überrumpelt

und abgeſchnitten hat. Korvettenkapitän Sachſſe muß die Marinekompagnie vorführen und kommt zur Zeit, um das Gelingen eines Vorſtoßes auf unſeren Schützengraben zwiſchen Werk 5 und dem Watt zu verhindern. Dann lodern ſchwelende Flämmchen längs der ganzen Front des Gegners auf. Die Männer auf dem Iltis-Berg glauben Leuchtkäfer gegen unſere Linien ſchwirren zu ſehen. Fackelträger laufen des Gegners Pionieren voran. Im rötlichen Flackerlicht von brennendem Pech glitzern dahinter die blinkenden Bajonette von Schwärmen und Kolonnen. Rollend, zu einer einzigen gewaltigen Salve anſchwellend, praſſelt das Feuer unſerer Schützen hinein. Seit einer Woche ohne Schlaf, ſchießen ſie aus glühheißem Gewehr, bis Finger und Hand erlahmen. Der feindliche Angriff bricht zuſammen. Dunkel liegt wieder das Gelände vor dem Hindernis und unſere Granaten ſauſen hin. Auch Fort Huitſchuenhuk läßt nochmals die Ge-

ſchütze ſpielen, aber um Mitternacht weicht das Glück aus ſeinen Mauern. Ein Volltreffer ſchlägt in einen der feuernden Vierundzwanzig-Zentimeter-Türme. Die Beſatzung fällt. Die Kameraden haben keine Zeit, Tote zu beklagen. „Kann dir die Hand nicht geben," denken wohl die aus dem anderen Turm zum Klarmachen des Geſchützes unter die Gefallenen gerufenen Leute. Während japaniſches Eiſen von Land und See her am Fort rüttelt, können ſie doch das Geſchütz wieder ſchußfertig machen.

Um vier Uhr früh erlaubt eine Feuerpauſe, die Gebliebenen zu beſtatten. Mit dem rechten Wort findet ein Kanonier den rechten Platz für die Braven: „Begraben wir ſie dicht bei ihrem Geſchütz." Es geſchieht in Haſt. Die Überlebenden ſprechen ein kurzes Gebet und ſingen leiſe ins kühle Morgendämmern: „Ich hatt' einen Kameraden." Ihre Augen ſchimmern noch feucht, aber grimmig hart ſind die Mienen, als

sie den letzten Rest an Geschossen für die Rache und den Kehraus stapeln.

Zum Kehraus steigt um sechs Uhr morgens mit einem letzten Auftrag des Gouverneurs auch Oberleutnant z. S. Plüschow auf. Im ersten Licht des jungen Morgens kreist er noch einmal über dem Feind und dem Land, das mit Meer und Bucht, mit Berg und Tal das Fliegen schwer und gefahrvoll, aber auch schön machte. Viele Augenblicken nach, als er im Flug nach Süden und Schanghai verschwindet. Mit seinem Auftrag trägt er den Befehl, der Festung fernzubleiben. Der Gouverneur weiß sie verloren. Er kämpft nicht mehr, um Werke zu halten. Er kämpft für deutsche Waffenehre.

Ein Feuerüberfall der feindlichen Artillerie zwingt um neun Uhr früh zur Räumung des Schützengrabens zwiſchen Werk 3 und 4. Sie ſchenkt dem Gegner neue Hoffnung. Zwanzig Minuten ſpäter brechen Sturmkolonnen mit Gerät gegen Werk 3 vor. Noch einmal zerſchellt der Angriff am zähen Widerſtandswillen der Verteidiger.

Wieder hat der Feind geirrt, als er ſeine Stunde gekommen glaubte. Es iſt, als ob er ein letztes Mal Atem hole, aber auch, als ob jetzt rote Wut ihn packe. Mit einem Feuer, wie Tſingtau es noch nicht hörte, hämmert er durch den langen Tag unſere Stellungen mit ſchwerſtem Artilleriefeuer ab. Die Parole, die um Mittag dieſes 6. November der Fernſprecher zu den kampf-

müden Truppen trägt, lautet: „Für Kaiſer und Reich!“ Sie iſt die letzte in Tſingtau geweſen und bleibt Parole, wenn Deutſche von der Feſtung ſprechen. Als gegen Abend der Gouverneur eine Parole für den kommenden Tag geben ſoll, ſchüttelt er den Kopf. Die letzte Loſung ſoll die aller Tage ſein: „Für Kaiſer und Reich!“

Der Gegner hat Vorſicht gelernt. Liſt ſoll ihm den Erfolg bringen, den Tapferkeit nicht erſtritt. Seit Einbruch der Dunkelheit hallt wieder das Knattern ſeines Gewehrfeuers in die Bismarck-Kaſerne. Gegen zehn Uhr abends läuft eine Meldung von Werk 3 ein. Die Japaner ſind bei Blockhaus 6 und 7 ins Hindernis geſchlichen. Der Kommandeur der Landfront hört davon beim Gouverneur. Gegenwehr muß zwecklos ſcheinen. Aber Dienſtgewohnheit läßt ihn an den Fernſprecher treten. Ein feindlicher Angriff iſt zurückzuweiſen, — in letzter wie in erſter Stunde. Der Oberſtleutnant ruft Major Kleemann an:

„Werfen Sie die Japaner aus dem Hindernis vor Werk 3 heraus.“

Der Major hat alle Reserven eingesetzt, rafft einen Rest der Pionierkompagnie unter Oberleutnant Charriere zusammen und führt ihn auf Werk 3. Fünf unterirdische Stollen hatten die Japaner dort bis zu einer bei Blockhaus 5 auf der Südseite des Werks in die Mauer geschossenen Bresche vorgetrieben. Die Besatzung, längst ohne Leuchtkugeln im schwarzen Dunkel der Nacht unter Feuer liegend, sah plötzlich auf der weißen Mauer unter ihren Augen fremde Gestalten. Schon hämmerten auch Fäuste an die Tür des Bereitschaftsraums. In gebrochenem Deutsch rief eine laute Stimme nach dem Werkkommandanten. Der Oberleutnant trat an die geschlossene Tür. Draußen forderte ein japanischer Offizier, er solle die Batterie Bye auf der Punktkuppe veranlassen, das Feuer einzustellen, sonst werde er mit seiner Besatzung erschossen. Der Oberleut-

nant will ſehen, was er an Gegnern vor ſich hat, läßt Seitengewehr aufpflanzen, die ſchußbereiten Gewehre fällen und die Tür öffnen. Da ſehen die Unſeren die Werkausgänge vom Feind beſetzt und ſich von etwa zwei Bataillonen umſtellt.

Von rückwärts führt Oberleutnant Charriere ſeine Pioniere heran. Aus dem Werk empfängt er japaniſches Feuer und ſinkt verwundet. Seine Leute müſſen weichen. Das Werk iſt in des Gegners Hand.

Die Batterie Bye feuert auf Verſtärkungen, die ſie hinter den eingedrungenen Japanern mehr ahnt als ſieht. Außer ihr haben einen Reſt an Munition noch die Batterie Böſe, die Iltis-Batterie und Fort Huitſchuenhuk. Darum wird es den Japanern nicht ſchwer, um 1.30 Uhr früh auch Werk 4 zu ſtürmen. Mit Kolben und Bajonett werfen die Unſeren die Khakibraunen noch einmal heraus, aber wie Wieſel oder Ratten überrennen ſie ſchon in Scharen den Schützen-

graben zwiſchen Werk 3 und 4. Als ſie aus Rücken und Flanke mit erdrückender Übermacht abermals anſtürmen, kann die erſchöpfte Beſatzung nur ſchwachen Widerſtand leiſten und wird kämpfend überwältigt. Der Lärm des Gefechts zieht unſere letzten Granaten an. Oberleutnant Böſe, der mit ſeinen Haubitzen in letzter Stellung im Forſtgarten ſteht, belegt das Gelände vor Werk 4, ſprengt, als er ſich verſchoſſen hat, die Geſchütze und meldet ſich um 2.25 Uhr im Gouvernement.

Zu gleicher Stunde pfeift dem durch Feuer von der Bucht her noch tapfer mittuenden kleinen „Jaguar" ſeine letzte Granate das Sterbelied. Mit geöffneten Ventilen läßt Kapitänleutnant Matthias das Kanonenboot als letztes unſerer Kriegsſchiffe verſenken.

Kaum ſpäter kommt in die Bismarck-Kaſerne Meldung von Werk 2: „Der Feind verſucht aus der Front und Flanke einzudringen." Um drei

Uhr berichtet der Werkkommandant, daß er bereits Feuer aus dem vom Gegner besetzten Werk 3 erhält. Eine halbe Stunde überrennt der Feind den Graben zwischen Werk 4 und 5. Einzelne Leute und hinter ihnen Abteilungen des Gegners stoßen durch und weiter gegen die Hügelkette vor der Stadt. Den Batterien auf dem Bismarck-Berg erzählen Kommandorufe, daß unten ein japanischer Führer seine Truppe sammelt. Oben hat Oberleutnant Bye eben seine vier Achtundzwanzig-Zentimeter-Haubitzen verschossen. Zu dem mit kleinen 4,6-Zentimeter-Bootskanonen noch feuernden Vizefeldwebel d. M. A. Rodatz tretend, sieht er die Japaner hügelan stürmen. In elfter Stunde kann er die schweren Geschütze und das Meßgerät sprengen lassen. Dann schallt deutsches Hurra dem Banzai des Feindes entgegen. In Verteidigung der kleinen Kanonen fallen unter Kolben, Bajonett und Kreuzhacke Bye, Rodatz und die neunzehn Überlebenden

Der Flieger von Tsinatau

der Batterie bis zum letzten Mann. „Fremdling, kommst du nach Sparta ...“

Mit der Meldung, daß er seine Geschütze mit der letzten Sprenggranate vernichtet habe, tritt auch der Kommandant von Fort Huitschuenhuk ins Gouvernement.

Am längsten, aber auch nur noch für Minuten, hält sich die frei und offen auf dem Iltis-Berg gelegene Batterie.

Persönliche Meldung vom Sprengen der Geschütze kann der das Feuer leitende Kapitänleutnant Wittmann aus der Zentrale nicht machen. Sein Fernspruch erzählt:

„Die Japaner versuchen die Tür einzuschlagen.“

Mit ungebrochenem Humor fügt er hinzu:

„Vorläufig hält sie noch.“

Als um 5.30 Uhr die Japaner auch in Werk 2 eindringen und heftiges Feuer von verzweifeltem Widerstand der Unseren erzählt, befiehlt im Auftrag des Gouverneurs der Kommandeur der

Landfront den Werkkommandanten durch Fernspruch, unnötiges Blutvergießen zu vermeiden. Um 5.45 Uhr fällt Werk 1. Längst feuert feindliche Infanterie auch in den Hof der umstellten Bismarck-Kaserne. Die Japaner sind auf dem Bismarck- und Iltis-Berg. Tsingtau liegt wehrlos unter ihnen.

Auch die Stadt hat unter dem neuntägigen Bombardement gelitten. Die Bürger ahnten, daß der Platz fallen müsse, als die Post am 5. November auf Befehl des Gouvernements die Briefkästen zum letztenmal leeren und mit Draht umwickeln ließ. Während Beamte die Posthausflagge, Stempel und Wertzeichen verbrannten, schlug eine Granate ins Gebäude. In den Kellern hörten die Bewohner jeder Straße das zischende Heulen des Granatenflugs. Das dumpfe Krachen beim Aufschlagen klang ihnen, als fielen Erdschollen auf den Sarg ihrer zweiten Heimat. Die Sturmnacht verlebten sie hinter Kellerfenstern, über das vom Eisenhagel zerwühlte Pflaster blickend. Keiner dachte an Entkleiden oder Niederlegen. Ehe der Tag graute, rief

Sorge sie ins Freie. Mütter hasteten in das Kinderheim. Frauen suchten ihre als Landsturmleute auf Posten stehenden Männer. Hier und da trabte im Laufschritt ein Trüppchen von Matrosen durch das Dämmern. Als letztes Aufgebot ging die Bedienungsmannschaft eines gesprengten Geschützes an den Feind. Automobile und Wagen unter weißer Flagge mit rotem Kreuz trugen mehr Verwundete als sonst in die Lazarette. Näher, immer näher klang von den Hügeln Gewehrfeuer, und vielleicht klopfte endlich Furcht an das Herz tapferer Frauen.

An die Frauen und Wehrlosen hinter der Front denkt jetzt der Gouverneur in der umstellten Bismarck-Kaserne. Auch die noch nicht gestürmten Flügelwerke unserer durchbrochenen Stellung weiß er umschlossen und verloren. Von seinen Truppen getrennt, hat er nichts mehr zu verteidigen, nichts mehr zu befehligen. Die Festung ist überrannt und genommen. Kein Hindernis liegt zwischen

dem Feind und deutſchen Frauen und Kindern wie den Kaufleuten und Techniken, die der engliſche Konkurrent gemordet wiſſen möchte. Für ihr Leben weiß der Befehlshaber ſich ſeinem kaiſerlichen Herrn verantwortlich und muß die bitterſte Pflicht ſeines Dienſtlebens üben. Mit kurzem Wort befiehlt er, auf dem Signalberg die weiße Flagge zu hiſſen. Da ſenken mit ihm die Herren des Stabes die Köpfe und blicken zu Boden. Aber alle verſtehen. Ihr Führer übergibt keine Feſtung. Er tut nicht, was deutſche Kommandanten nie tun werden. Nach dem Fall des mit ſtürmender Hand genommenen Platzes rettet er Menſchenleben.

Der Gouverneur ſpricht mit Major von Kaiſer, der zu Pferde ſteigt. Als Parlamentär macht auch er ſich auf den ſchwerſten Ritt eines Soldatenlebens und trabt in die feuernden japaniſchen Linien.

Die Sonne geht auf, aber nicht gleich ſehen

Freund und Feind die weiße Flagge. Es war Zeit, sie wehen zu lassen. Gruppen einzelner Japaner bahnen sich den Weg in die Stadt. Im Laufschritt folgen Züge und Kompagnien. Noch lärmt draußen das Feuer, weil Versprengte der Unseren sich dem Feind entgegenwerfen. Darum halten des Gegners Patrouillen wie Abteilungen an der Ecke jeder Straße und spähen vorsichtig die nächste entlang. Sie scheinen überrascht, weil sie den Ort unverteidigt finden. Ein Stabsoffizier mit Adjutant trabt durch die Stadt. Er scheint hier bekannt, denn sein Befehl ruft Posten vor die fiskalischen Bauten. Darüber stirbt zwischen sechs und sieben Uhr morgens des 7. November der Kampf. Im weiten Halbkreis des Eisenringes um Tsingtau schweigt das Knattern der Gewehre, das Donnern der Geschütze, und fast beklemmend fällt die ungewohnte Stille auf der Belagerten Nerven. Sie bleiben in den Häusern und mögen nicht zur Sonne des neuen Tages

blicken, denn die Hügel um Tſingtau tragen fremde Fahnen.

Japaniſche Offiziere beginnen in den Straßen Ordnung zu ſchaffen. Ihre Leute waren in die Poſt, ins Kaſino, in Privathäuſer gedrungen.

Marine-Oberpfarrer Winter haſtete in die Kirche, die ein Unteroffizier mit zwölf Mann betreten hatte. Zorn ſchien den von Natur ſchmächtigen Herrn wachſen zu laſſen. Vor ſeinen Scheltworten, von bleichen Lippen in todernſtem Geſicht geſprochen, mußten die Sieger ihres Weges gehen. Vor dem Lazarett im Seemannshaus hielt Frau Günther, Gattin des Geheimrats, die Tär. Während der Belagerungszeit war die Tapfere eine Mutter aller Beladenen geweſen. Männer wie Frauen kamen um Rat und Hilfe zu ihr. Noch immer weiß ſie in der von den Japanern beſetzten Stadt ihren Forderungen Achtung zu ertrotzen und in Konflikten zugunſten unſerer Landsleute zu vermitteln.

Auch Pfarrer Winter blieb auf Posten und ein Helfer von Bedrängten.

Als erste geschlossene feindliche Truppe betraten Tsingtau im Lauf des Tages ..... die Briten!!! Zuschauend und abwartend hatten sie auf dem kleinen Kriegsschauplatz die gleiche Rolle wie die Italiener auf dem großen gespielt. Nicht als Kämpfer waren sie gekommen, sondern als Hyänen des Schlachtfeldes, um hinter der Front erschöpfter Streiter mit diebischen Fingern Raub aufzulesen. Darum schienen die Japaner zu fürchten, daß sie an unseren Landsleuten Gewalttaten verüben könnten. Sie wiesen den Engländern Quartier im Artilleriedepot an und befahlen der Truppe, vor dem Gebäude die Gewehre zusammenzusetzen. Japanische Posten bewachten die Waffen, denen die Briten nicht nahekommen durften. Nie haben Soldaten, seit der Janustempel zum erstenmal offen stand, schmählichere, aber auch ihrer würdigere Behandlung

durch einen Verbündeten erfahren. Britannien iſt ein Kuli Japans geworden.

Die Geringſchätzung der Japaner mußten die Engländer auch bei den Kapitulationsverhandlungen ſpüren. Am 9. November kam Generalleutnant Kamio mit Kapitän z. S. Meyer-Waldeck zuſammen. Beide Führer ſaßen mit Herren ihrer Stäbe nieder. Vom japaniſchen Befehlshaber zum Platznehmen nicht eingeladen, blieb der engliſche General abſeits ſtehen. Nach kurzer Unterhaltung begann Kamio die Erörterung der Paragraphen der Kapitulation mit der Mitteilung, daß ſein Kaiſer unſeren Offizieren in Anerkennung der heldiſchen Verteidigung des Platzes die Waffen laſſe.

Der britiſche General tritt zum Tiſch:

„Auch im Auftrag meines erhabenen Souveräns, Seiner Majeſtät des Königs von Großbritannien und Irland, habe ich die gleiche Mitteilung zu machen!“

Der Japaner fährt auf:

„Herr General, haben Sie dieſe Willensäuße-
rung Ihres Königs ſchwarz auf weiß?“

Ein engliſcher General hat wieder einmal ge-
logen und muß ein verlegenes „Nein!“ flüſtern.

Kamio entſcheidet unwirſch: „Dann kann ich
Ihre Worte nicht zu Protokoll nehmen laſſen!“

Nach der Sitzung meldete der Gouverneur
durch japaniſche Vermittelung über die deutſche
Geſandtſchaft in Peking an Seine Majeſtät:

„Feſtung nach Erſchöpfung der Verteidigungs-
mittel durch Sturm und Durchbrechung in der
Mitte gefallen. Befeſtigungen und Stadt vorher
durch ununterbrochenes neuntägiges Bombar-
dement von Land mit ſchwerſtem Geſchütz bis
achtundzwanzig Zentimeter Steilfeuer, verbunden
mit ſtarker Beſchießung von See ſchwer erſchüttert.
Artilleriſtiſche Feuerkraft zum Schluß völlig ge-
brochen. Verluſt nicht genau überſehbar, aber

trotz schwerstem anhaltendem Feuer wie durch Wunder viel geringer als zu erwarten.

gez. Meyer-Waldeck."

Aus dem Großen Hauptquartier kam als Antwort ein kaiserlicher Dank für der Tsingtauer Heldentreue im Telegramm:

„An den Kaiserlichen Botschafter, Washington.

Übermitteln Sie nach Peking, daß Ich in wärmster Anerkennung für die glänzende Verteidigung von Tsingtau dem Kapitän Meyer-Waldeck das Eiserne Kreuz erster Klasse verleihe und Mir vorbehalte, in weitgehendem Maße die Offiziere und Besatzung der Festung — die Tapferen von der „Kaiserin Elisabeth" eingeschlossen — zu belohnen. Den schönsten Lohn werden alle im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht finden und in der ungeteilten Bewunderung, welche ihnen weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus gezollt wird. Eine große Freude ist es Mir, daß die

Verluste verhältnismäßig gering sind. Die Namen der Gefallenen und Verwundeten sollen möglichst bald telegraphiert werden. Vorschlägen für Verleihung des Eisernen Kreuzes sehe Ich entgegen. gez. Wilhelm, I. R."

Den vorläufig letzten Dienst deutscher Soldaten in Tsingtau taten Offiziere in Kommissionen, die den Japanern unsern Besitz übergaben. Der Seeoffizier, der die Kriegsschiffe ausliefern sollte, wies über den leeren Hafen: „Wir haben Unterseefahrzeuge daraus gemacht!" Gleich enttäuscht standen die Japaner überall, wo sie Beute zu finden erwarteten. Auch Trophäen hatten sie mit einer Verlustziffer von fünfzehntausend Mann nicht erkauft. Verblüffung sprach aus ihren Mienen, als sie die am 10. November nach Taitungtschen geführten Gefangenen gezählt hatten. Sie verhehlten nicht, daß sie gegen eine Besatzung von mindestens dreifacher Zahl zu

kämpfen glaubten. Als Siegeslohn gönnten ſie ſich am 16. November vormittags einen feierlichen Einzug in die Stadt.

Zwei Tage früher verließ der Gouverneur mit Stab Tſingtau zur Fahrt nach Japan. Am ſpäten Nachmittag ging der Anker auf. Die zweite Heimat lag in ſeltener Schöne. Auf den Zacken des Lauſchan glänzte Abendglühen rot wie König Laurins Roſengarten über den Höhen, die der Welſche rauben zu können glaubt, obwohl ſie noch die Treue Hofers tragen. Über Tſingtau ſank die Sonne. Der Tag der Deutſchen ſchien zu Ende. Aber ſolange die Erde ſteht, wird nicht aufhören Samen und Ernte, Froſt und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Alſo muß die Sonne wieder aufgehen und ein neuer Tag der Deutſchen kommen!

Während der Jahrzehnte unſeres wirtſchaftlichen Aufſtiegs nach der Einigung des Reichs eroberte deutſcher Kaufmannsfleiß namentlich auch in Oſtaſien neue Märkte und Abſatzgebiete. Nirgends aber verſuchte die fremde Konkurrenz eifriger und gehäſſiger deutſcher Arbeit den Weg zu verlegen. Wenn der deutſche Handel nicht an die Wand gedrückt werden und namentlich unter einem Konflikt zwiſchen europäiſchen Großmächten leiden ſollte, mußte ihm ein territorialer Stützpunkt geſchaffen werden. Seinen Hütern, den deutſchen Kriegsſchiffen, galt es am Gelben Meer einen ſicheren Hafen mit Docks und Kohlenlagern zu finden. Früh richteten ſich darum die Augen von See- und Länderkundigen — namentlich von Tirpitz und Richthofen — auf die Bucht von Kiautſchou am ſüdlichen Geſtade der Halbinſel Schantung. Sie

war das Meerestor zum nordöstlichen China und durch sie leicht Anschluß an den werdenden Schienenstrang zwischen Asien und Europa zu finden.

Zu Anfang des Jahres 1897 schickte das Reich einen Marine-Hafenbaudirektor nach dem Fernost mit dem Auftrag, durch technisches Urteil und Gutachten festzustellen, welcher Hafen Chinas für den Erwerb am geeignetsten sei. Doch am 1. November des gleichen Jahres ließen in Schantung zwei deutsche Missionare als Opfer eingeborener Fanatiker ihr Leben. Der Chef des Kreuzergeschwaders erhielt Befehl, die Kiautschou-Bucht als Faustpfand für Sühneforderungen zu besetzen.

Der deutsche Admiral erklärte in einer Proklamation den Chinesen, er lande nicht in kriegerischer Absicht, sondern um Handel und Geschäft friedfertiger Bürger zu schützen und dauernd für ihre Ruhe und Sicherheit zu bürgen. Dann heißte er die Reichskriegsflagge.

Schon im Januar 1898 bezog Marineinfanterie

die von den Chineſen geräumten Lager, die bis zum Bau von Kaſernen das Heim unſerer Leute blieben. Mit dem Befehl über die Truppe übernahm ein Korvettenkapitän die Leitung der erſten Verwaltungsgeſchäfte. Unterdeſſen hatte die Diplomatie gearbeitet. Am 6. März ſchloß der Geſandte in Peking, Freiherr von Heyking, mit der chineſiſchen Regierung den Vertrag, durch den das Reich das Gebiet am Eingang der Kiautſchou-Bucht mit den vorgelagerten und innerhalb des Hafens gelegenen Inſeln ſowie die Waſſerfläche der Bucht unter Übertragung der Hoheitsrechte pachtweiſe auf vorläufig neunundneunzig Jahre erwarb. Als einen neutralen Sicherheitsgürtel ſchuf die Konvention um die Grenze unſeres neuen Beſitzes eine Fünfzig-Kilometer-Zone, in der die chineſiſche Regierung deutſches Wirken, wie etwa das Regulieren von Waſſerläufen, geſchehen laſſen mußte. Auch das Recht zur wirtſchaftlichen Erſchließung des Hinterlandes durch deutſch-chine-

ſiſche Eiſenbahn- und Bergwerks-Geſellſchaften räumte das Abkommen uns ein. Daneben gönnte es Deutſchlands Kapital, Induſtrie und Handel Vorrechte in der Provinz Schantung.

Das Pachtgebiet ſollte nichts als ein Sprungbrett für unſeren Handel, eine Brücke für friedlichen Verkehr ins Reich der Mitte ſein. Deutſches Geld ſollte die ärmſte Provinz Chinas mit zwei Schienenſträngen durchqueren und aus dem Land fünfzehn Kilometer rechts und links beider Stahlſtraßen in gemeinſamer Arbeit mit den Chineſen die Schätze der Erde heben. Nach Verlauf von drei Menſchenaltern glaubte das Reich den Lohn der wirtſchaftlichen Erſchließung und die Amortiſation der Anlagekoſten gefunden zu haben. Dann hatte der deutſche Handel in China wahrſcheinlich für alle Zeit feſten Fuß gefaßt.

Eine kaiſerliche Verfügung vom 27. April 1898 erklärte das uns von China überlaſſene Land zum Schutzgebiet des Reichs und unterſtellte damit

die Bewohner wie deutſcher Verwaltung auch deutſchem Geſetz. Kein vorläufig wertvoller Beſitz, ſondern noch ärmliches Neuland von fünfhundert Quadratkilometer Bodenfläche fiel in unſere Hand. Die beiden urſprünglich von dem Landungskorps beſetzten Kreisſtädte Kiautſchou und Tſimo lagen jenſeits der Grenze der Pachtung, denn dem Reich lag nichts am Erwerb ſchwer zu verwaltender größerer Ortſchaften mit einheimiſcher Bevölkerung. Es beſchied ſich mit einer geringe Verwaltungskoſten heiſchenden Station zum Schutz unſeres Handels. Nach einem dem Feſtland vorgelagerten Eiland Tſingtau, zu deutſch „grüne Inſel", nannten die Unſeren den gegenüberliegenden Ankerplatz Tſingtau-Kou oder Tſingtau-Hafen. Die hier auf gelbem Sand wachſende Stadt der Deutſchen trug darum bald den Namen Tſingtau. Die im Vertrag dem Pachtgebiet geſchaffene Grenze gegen Nordoſten war militäriſch wenig günſtig. Mit Kapitänleutnant Delm-

ling ist es dem damaligen Hauptmann, jetzigen General der Infanterie und Chef des Generalstabes des Feldheeres von Falkenhayn als Mitglied der Grenzkommission zu danken, daß sie schließlich den Kamm des Lauschan erreichte, statt das überragende Gebirge hart vor den Toren des Pachtgebiets zu lassen. Am 16. April 1898 traf Kapitän z. S. Rosendahl als erster Gouverneur des Schutzgebietes und drei Wochen später als erster Besucher von Distinktion Prinz Heinrich von Preußen, Königliche Hoheit, damals Zweiter Admiral des Kreuzergeschwaders, in Tsingtau ein. Nach Veröffentlichung der Land-, Steuer- und Hafenordnung und Erklärung des Hafens zum Freihafen konnte schon im Oktober das erste Grundstück seinen Besitzer wechseln und eine Zeit eifrigen Bauens beginnen. Trotzdem wohnte mancher deutsche Kolonist noch für Jahre im ärmlichen Chinesenhaus, durch dessen Dach während der Regenzeit im Juli Wasser tropfte. Gelegen-

heit zu Arbeit und hohem Verdienſt brachte ſchnell Zuzug von Chineſen. In Mattenzelten drängten ſie ſich anfänglich im Stadtteil Tapautau beim Dſchunkenhafen zuſammen. Der Jahre Lauf gebar hier eine ſaubere Chineſenſtadt mit dreißig- bis vierzigtauſend Bewohnern. Muſterniederlaſſungen der Eingeborenen wurden auch die Vorſtädte Taitungſchen und Taihſitſchen. Im Norden von Tapautau baute der deutſche und bald auch fremde Handel ſtattliche Geſchäftshäuſer, während ein neuer großer Hafen mit rieſigem Wellenbrecher und neuzeitlich ausgerüſteten Kajen entſtand. Im Süden von Tapautau ließ ſich der Koloniſt zum Wohnen nieder, bis er im Oſten die geräumige Villenſtadt mit grünen Gärten baute.

Die weite Stadtanlage wuchs über Erwarten ſchnell. Eine ſtändig gemehrte Zahl von Koloniſten förderte den Verdienſt des rührigen Kleinhandels und brachte den Wunſch auch nach geiſtiger Nahrung mit. Die erſte Europäerſchule ge-

nügte nicht mehr. Der Tſingtauer konnte ſeinen Nachwuchs bald ins Gymnaſium ſchicken. Um den Ausbau der Kolonie machte ſich namentlich ihr zweiter, am 19. Februar 1899 das Amt antretender Gouverneur, Kapitän z. S. Jäſchke, verdient. Das Kap zur Linken der Einfahrt in die Bucht trägt den Namen des klugen und rührigen Verwalters, der ſchon am 14. Juni 1899 die Gründung der Schantung-Eiſenbahngeſellſchaft und am 10. Oktober der Bergbaugeſellſchaft in die Heimat melden konnte. Herz, Leib und Seele ſchenkte er ſo ſehr der jungen Kolonie, daß die Arbeit für ihr Wachstum ihn buchſtäblich verzehrte. Am 27. Januar 1901 ſtarb er auf ihrem Boden. Die Früchte ſeines Fleißes erntete der Nachfolger Admiral v. Truppel in verdienſtlicher zehnjähriger Amtszeit. Jäſchkes kluge Beſonnenheit verſtand den Bau der Bahnen ſogar während der Boxerunruhen zu fördern. Der Geiſt des Aufruhrs ging auch in der neutralen Zone um

und verſuchte mit dreiſter Agitation unter der eingeborenen Bevölkerung die Grenze des Pachtgebiets zu überſchreiten. Baubüros längs der werdenden Schienenſtränge wurden geplündert, Arbeiter und Angeſtellte mußten flüchten. Als es nötig war, das Bauperſonal aus dem Hinterland zurückzuziehen, wurde dafür in der Fünfzig-Kilometer-Zone unter dem Schutz der Marine-Infanterie um ſo eifriger gearbeitet, bis ein Abkommen des Gouverneurs mit chineſiſchen Beamten das Fortſchreiten des Werkes ſicherte. Zeitweilig gingen unſere Truppen bis Kaumi vor, nahmen Ortſchaften mit ſtürmender Hand und lieferten Empörern oder Räuberbanden Gefechte. Am 30. Mai führte Oberleutnant Graf Soden vom dritten Seebataillon fünfzig Mann der Garniſon nach Peking und machte ſeine kleine Schar zum Rückgrat der Verteidigung der Legationen. Unter Führung des Majors Chriſt nahm das Tſingtauer Bataillon an den Kämpfen zur

Entſetzung der Fremdenkolonie in Tientſin teil. Wie die Truppen hatten damals auch die Kriegsſchiffe bis auf den kleinen Kreuzer „Irene“ Tſingtau verlaſſen und die Bürger verlebten Tage der Sorge. Dann wurde die Stadt Stützpunkt der deutſchen Streitkräfte, die unter dem Grafen Walderſee im Norden kämpften.

Eine Feier des Friedens brachte der 1. Oktober 1902 mit der Einweihung des erſten Bergbauſchachtes in Fungtſe. Am 6. März 1904, dem Jahrestag der Unterzeichnung des Pachtvertrages, konnte die Mole I des großen Hafens dem Verkehr übergeben werden. Als dort zu gleicher Zeit das erſte deutſche Kriegsſchiff, ein Kanonenboot und ein Handelsdampfer anlegten, ließ ein Jubel weckender Zufall einen langen, Kohlen aus dem bereits erſchloſſenen Hinterland tragenden Eiſenbahnzug zum Molenkopf rollen. Bis Tſinanfu fuhren Züge vom 1. Juni des gleichen Jahres ab. Am 8. April 1901 war der Betrieb bis Kiau-

tſchou, am 1. Mai 1902 bis Weihſien, am 22. September 1903 bis Tſchouts'un eröffnet worden.

Doch wieder trug der Krieg ſeine Bilder in die friedliche Entwickelung der Kolonie. Nach der Schlacht vor Port Arthur ſuchten die ruſſiſchen Kriegsſchiffe „Cäſarewitſch" und „Novik" mit fünf Torpedobooten im Hafen Schutz. „Novik" ging wieder in See, die anderen Fahrzeuge wurden entwaffnet. Aber japaniſche Kriegsſchiffe kreuzten vor der Küſte. Die Beſatzung von Tſingtau wurde in Kriegszuſtand geſetzt.

Als an jenem Frühlingstag des Jahres 1904 die Tſingtauer an der Mole gleichzeitig einen Dampfer und einen Eiſenbahnzug ſahen, war ihre junge Kolonie auf die Füße geſtellt. Tſingtau war jetzt, wie der Name wollte, grün, wenn auch keine Inſel. Der von Ravinen gefurchte gelbe Sandboden trug ſechsjährige junge Bäume des deutſchen Waldes. Durch ſie wanden ſich Promenadenwege zum Strand, über die Hügel

im Oſten der Stadt und bis zu den kühlen Höhen des Lauſchan. Dort ſtand der ſtattliche Bau eines Geneſungsheims; aber auch in den neuen Hotels längs des Badeſtrands ſuchten alljährlich mehr von den an heißeren Küſten Aſiens wohnenden Europäern und Amerikanern Erholung. Die deutſchen Bewohner der Kolonie hatten längſt Häuſer unter den roten Ziegeldächern der Heimat bezogen. Reiche Firmen waren den Koloniſten über See gefolgt und wirkten inmitten der angeſeſſenen Kaufleute in Geſchäftsſtuben beim großen Hafen. Sogar eine Handelskammer tagte dort. Der ſauberen Stadt fehlten weder Kanaliſation und elektriſches Licht noch Kirche und Bibliothek. Nicht nur Handelsplatz, ſondern auch Stätte des Lernens und Lehrens war Tſingtau. Aus den Provinzen des weiten Reichs der Mitte kamen Chineſen, um ſich durch Hafen und Bahnhof, durch Forſt und Garten, durch den Schlachthof, die Elektrizitätszentrale, durch Fabriken und

Polizeistationen oder Kasernen führen zu lassen. Sie schickten ihre Söhne zur Erlernung eines Handwerks nach Tsingtau und studierten deutsches Gesetz und deutsches Gerichtsverfahren, um dem eigenen Volk die Früchte ihrer Erkenntnis zu schenken. Das Jahr 1909 brachte als ein gemeinsames Unternehmen der deutschen und chinesischen Regierung die Deutsch-Chinesische Hochschule. Eingeborene aus der Kolonie oder den Provinzen machten dort zunächst einen fünfjährigen Gymnasialkursus mit Deutsch und Chinesisch als Lehrsprachen durch und konnten dann Rechte und Staatswissenschaft, Medizin oder Land- und Forstwirtschaft studieren, oder Techniker werden.

Am 19. August 1911 übernahm Kapitän z. S. Meyer-Waldeck als vierter Gouverneur die Leitung der Kolonie. Sein verdienstvolles Friedenswirken als Verwalter wird vor der Geschichte zurücktreten hinter seiner kriegerischen Betätigung. Er war seit dem Jahr 1806 mit dem Kommandan-

ten der Feste Boyen der erste Führer deutscher Truppen, der für längere Zeit die Verteidigung einer vom Feind belagerten Festung zu leiten hatte, und darf den Ruhm der heldischen Haltung der Besatzung namentlich für sich beanspruchen; denn schon Friedrich der Große sagte in französischen Worten, aber wie immer auch dann gut preußisch: „En général ni les fortifications ni le nombre des soldats défendent une ville, mais tout dépend de la tête plus ou moins forte de celui qui y commande.“ (Im allgemeinen wird eine Stadt weder durch die Stärke der Befestigung noch die Zahl der Besatzungstruppen verteidigt; alles hängt vielmehr von dem mehr oder weniger harten Willen des Befehligenden ab.)

Wesentlichste Quelle der geschichtlichen Schlußbetrachtung war: „Kiautschou, seine Entwickelung und Bedeutung“. Ein Rückblick von Dr. W. Schrameier, Geh. Admiralitätsrat, einst Kaiserlicher Kommissar des Kiautschou-Gebietes. Verlag von Karl Curtius, Berlin. D. S.

In der Sammlung Ullſtein-Kriegsbücher erſchien ferner von

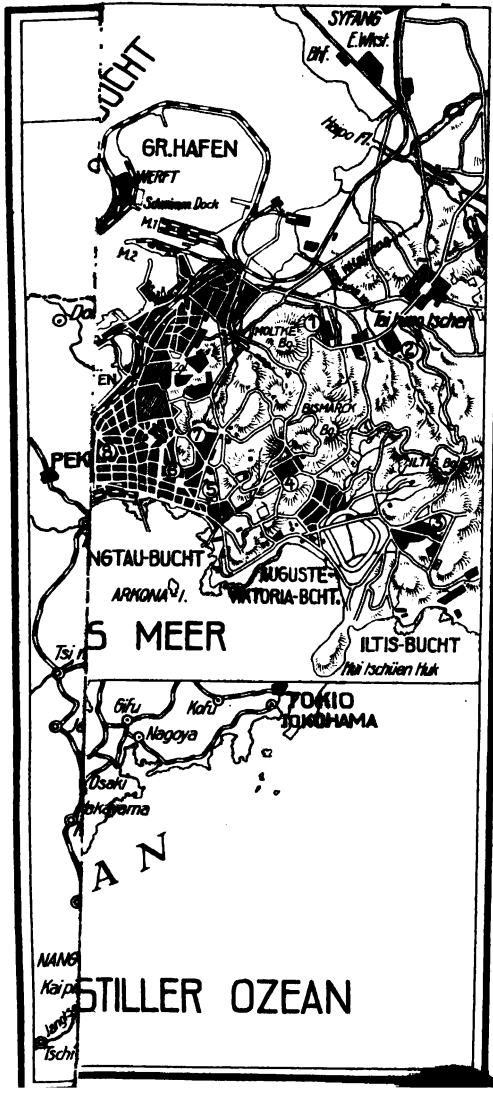
Otto von Gottberg

Kreuzerfahrten und U-Bootstaten

Mit Unterſtützung der Flottenleitung hat Otto v. Gottberg die packenden Berichte niedergeſchrieben, die hier zu einem Ehrenbuch der deutſchen Marine vereinigt ſind.

Preis 1 Mark

Ullstein & Co
Berlin SW 68


SYFANG
E.Wkst.
Bhf.
Haipo Fl.
GR.HAFEN
WERFT
Schwimm Dock
M.1
M.2
MOLTKE Bg.
BISMARCK Bg.
ILTIS Bg.
NGTAU-BUCHT
ARKONA I.
AUGUSTE-VIKTORIA-BCHT.
S MEER
ILTIS-BUCHT
Hui Tschüen Huk
Gifu
Kofu
TOKIO
TOKOHAMA
Nagoya
Osaki
A N
STILLER OZEAN